

Paul de Kock's

humoristische Romane,

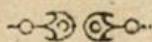
deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Zweiter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1843.

1842

Journal of the

...

...

...

...

...

...

...

...

Weder

**Nie, noch immerfort!**

(Ni jamais, ni toujours,)

ist der Liebe Lösungswort.  
(c'est la devise des amours)

Von

**Paul de Kock.**

---

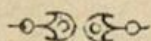
Deutsch bearbeitet

von

**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Zweiter Theil.



**Stuttgart:**

**Scheible, Kieger & Sattler.**

1843.

1790

Journal of the

Proceedings of the

Year

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the

of the

## Erstes Kapitel.

Eine Partie Bouillotte.

Warum ist uns denn nicht in jedem Alter ein ruhiges Dasein, eine friedliche Lage genug, um glücklich zu sein? Woher jener Durst nach Liebe, die Sucht nach Ehre und Veränderung? . . . Wäre das Leben zu einförmig, zu kalt, wenn die Leidenschaften nicht in die Quere kämen? Ach! wenn Jeder ruhig an der Stelle bliebe, die das Verhängniß ihm vorgezeichnet hat, so würde Keiner sich über seinen Stand zu erheben suchen; die Männer wären ihren Frauen treu; die Frauen liebten nur ihre Männer; man würde friedlich das Erbtheil seiner Väter bebauen, und da, wenn, wie die Gebern behaupten, einen Acker bestellen, einen Baum pflanzen und ein Kind zeugen die drei der Menschheit zuträglichsten Berrichtungen des Menschen sind, dieses Schäferleben uns Zeit genug übrig ließe, diese drei Dinge zu thun, so würden wir alle ins Paradies kommen.

In diesem Augenblick aber, wo mich der Unstern mit Julien quält und beunruhigt, wäre ich nicht sehr im Stande, einen Baum zu pflanzen, oder einen Acker zu bestellen, selbst dann, wenn ich einen hätte; und

ich glaube, daß ich auch die dritte Handlung schlecht verrichten würde. Ein zu sehr von Etwas eingenommener Geist taugt nichts zur Liebe: deßhalb ohne Zweifel lieben viele Damen die Militärs, weil sie, wenn sie einmal ihren Dienst versehen haben, selten mit Etwas beschäftigt sind.

Ich schreibe an Clementine, ich sage ihr, daß Julie sie und ihren Gatten wirklich kenne; daß diese Frau bössartig und gegen mich aufgebracht ist, weil ich ihr ihre Erzählungen zurückgegeben habe; man muß sich vor ihr in Acht nehmen und einige Zeit hindurch darauf verzichten, einander zu sehen, jedenfalls, wenn man nicht ganz sicher ist, daß man unbeobachtet bleiben kann.

Ich endige meinen Brief an Clementinen mit der Versicherung, daß, wenn wir einander einige Zeit nicht sehen können, meine Zärtlichkeit darum nicht weniger lebhaft sein werde.

Allein ich bin gewiß, daß sie mir nicht glauben wird; wenn man den Weibern Vernunft predigt, bilden sie sich ein, man liebe sie nicht mehr.

Ich werde also in jene große Welt, die ich so wenig liebe, zurückkehren, dort Leute sehen, die ich nicht mag, und diejenige vielleicht vergebens dort suchen, um derenwillen ich hingehe. Herr von Reveillère wird ganz erstaunt sein, mich wieder zu sehen; möglich indeß, daß er nicht bemerkt hat, daß ich seit einem Jahre nicht mehr bei ihm gewesen bin: wenn man so viele Leute empfängt, beschäftigt man sich nur mit den Berühmtheiten der Epoche, und ich mache keinen Anspruch darauf, eine davon zu sein.

Ich habe meine Toilette gemacht und Geld in die Tasche gesteckt; denn man muß spielen können, um die Zeit todt zu schlagen. Ich vergesse das Billet für Clementinen nicht, und begeben mich zu Herrn von Reveillère.

Da wäre ich nun in den geräumigen Salons des Reichthums nach der Mode, die Menge drängt sich dorthin, es ist noch überfüllter als sonst. Der Herr des Hauses ist so klug, keiner politischen Meinung anzugehören, und durch dieses Mittel vereinigt er bei sich alle Parteien; aber man spricht hier wenig von Politik, und dies ist es auch, wie ich glaube, was den Zulauf zu seinen Gesellschaften erhält. Ich wende mich durch eine Reihe schöner Herren hindurch, Karikaturgesichter von Heinrich IV., oder Franz I., die mit Verachtung auf das Kinn derer herabzublicken scheinen, die sich nicht um drei Jahrhunderte älter machen wollten. In einem andern Salon befinde ich mich mitten unter Schnurrbärten; weiterhin herrschen glattgekämmte lange Haare vor; mit Vergnügen sehe ich, daß sich die Männer am Ende ebensoviel mit ihrem Kopfsputz beschäftigen werden als die Damen: es ist eine Revolution in den Sitten; die Revolutionen entstehen wie Muskatnüsse; man macht deren überall. Die Damen kommen mir in ihrem Putz weniger kokett, weniger sinnreich vor; da sie bemerken, daß die Männer sich mehr mit sich selbst, als mit ihnen beschäftigen, so wollen sie nicht mehr so viel aufwenden, ihnen zu gefallen. Die Häßlichen haben am meisten Ausgesuchtes, die meiste Eleganz: es war

immer so. Wenn eine Frau nicht mehr ihrer Schönheit wegen genannt werden kann, will sie es ihres Anzuges wegen sein: es ist immer sehr süß, wenn man von sich sprechen macht.

Ich dringe bis zu Herrn von Reveillère durch; ich begrüße ihn, er drückt mir die Hand: „Ei! guten Tag, mein lieber Arthur, entzückt, daß ich Sie sehe!“ hierauf geht er zu einem Andern.

Ich wette, er glaubt, er habe mich letzten Donnerstag gesehen; was mich wundert, ist, daß er sich immer des Namens dieser ungeheuern Menge von Personen erinnert, die ihn besuchen.

Beim Eintritt in ein Zimmer, wo Musik gemacht wird, habe ich die gesehen, wegen welcher ich hergekommen bin; sie sitzt hinter andern Damen: sie sucht nie, sich den Blicken auszusetzen; ihre Bescheidenheit läßt sie die kleinen Zimmernischen vorziehen. Aber umsonst verbirgt sich eine junge Frau; man entdeckt, man bemerkt sie, und einige junge Leute, die ich um Clementinen herum schleichen sehe, denken wahrscheinlich wie ich. Sie spricht mit einer bejahrten Dame; sie hat mich nicht gesehen und denkt nicht daran, daß ich hier sei. Ehe ich mich ihr nähere, suche ich mit den Augen umher nach ihrem Mann, ich finde ihn nur zu schnell! Herr Moncarville ist ein Mann, der sehr gut ausgesehen haben muß, allein er ist sehr abgelebt und sein Gesicht bedeutend gefurcht. Seine Haare sind grau, seine Braunen aber von einem dunkeln Schwarz; was seinen Backenbart betrifft, so ist derselbe sehr braun an seinen Enden und weiß an der

Wurzel; an Allem dem erkennt man die Trümmer eines schönen Mannes, den es ärgert, daß er alt wird, und der die Jugend nicht durch Liebenswürdigkeit zu ersetzen weiß.

Dieser Herr kennt mich nur dem Namen nach; ich glaube nicht, daß er mich je gesehen hat; dessenungeachtet wage ich es nicht, in seiner Gegenwart mit seiner Frau zu sprechen, denn alsdann würde er sich nach mir erkundigen, und in Folge der Gerüchte, die umgelaufen sind, fürchte ich, es möchte seiner Frau irgend eine Unannehmlichkeit zuziehen. Ist es inzwischen nicht natürlich, daß man eine Dame begrüßt, mit der man sich auf dem Lande zusammengefunden hat? soll ich das Ansehen eines Mannes haben, der nicht zu leben versteht, weil dieser Herr eifersüchtig ist?

Während ich mir all dieses sage, gehe ich um den Sessel Clementinens herum und wage nicht, mit ihr zu sprechen... Wenn sie mich wenigstens sähe! o! alsdann würden unsre Augen einander oft begegnen: es liegt so viel Vergnügen darin, wenn man sich mitten unter der Menge durch einen Blick verständigt, sich durch ein Lächeln für den Zwang entschädigt, den man empfindet, wenn man unter so vielen uns gleichgültigen Leuten denjenigen erblicken kann, der unsre ganze Liebe besitzt! O! das ist ein großer Genuß, den man oft in Gesellschaft empfindet, ohne daß die Schlauesten es errathen, und für welchen man der Langweile eines steifen Abendzirkels, einer anspruchsvollen Vorlesung und einer verbindlichen Sonate troßt.

Ein junger Tonsetzer leistet mir den Dienst, mich

zu nennen, indem er mir sehr laut guten Abend sagt. Bei dem Namen Arthur dreht sie sich um, sieht mich, erröthet; ein Ausdruck von Vergnügen, von Glück verklärt ihre bis jetzt ziemlich kalten Gesichtszüge. Ich weiß nicht, was ich meinem Tonscherer antworte, ohne Zweifel etwas ganz Verkehrtes, denn er verläßt mich lächelnd und mit den Worten: „Ich werde Sie wieder finden, mein Freund, ich sehe, daß Sie in diesem Augenblick sehr beschäftigt sind.“

Ohne Zweifel machte Clementine dasselbe mit ihrer alten Dame, denn diese hat den Kopf gewendet, um zu sehen, was Madame Moncarville zerstreut. Man hat gut sich das Wort geben, daß man klug sein wolle: man verräth sich doch zuweilen! Clementine versteht die Verstellung schlecht; sie ist die Ränke nicht gewohnt. Glücklicherweise ist ihr Mann in einen andern Salon gegangen. Ich nähere mich seiner Frau und begrüße sie achtungsvoll. Mich ein wenig auf ihre Stuhllehne stützend, bemühe ich mich, ein anderes Gespräch mit ihr anzuknüpfen als das, welches die Herkömmlichkeiten vorschreiben.

„Es ist ein großer Zufall, daß man Sie hier sieht, mein Herr?“ sagt Clementine zu mir, indem sie ihre Augen starr auf die meinigen richtet.

„Ja, Madame, in der That! Ich beuge mich nach der von der alten Dame abgekehrten Seite, und füge mit leiser Stimme hinzu: „Sie zu sehen, Sie zu sprechen, bin ich hieher gekommen... Wenn Sie wüßten...“

„Dieses Frauenzimmer spielt sehr gut Klavier, nicht wahr, mein Herr?“

Diese Frage richtet die Nachbarin an mich, und ich muß ihr mit gleichgültiger Miene erwidern: „Ja, Madame, sie hat viel Talent!“

„Was ist denn geschahen?“ fragt mich Clementine mit halblauter Stimme.

„Wir dürfen uns einige Zeit hindurch nicht sehen... Ihre Ruhe hängt davon ab... — Aufhören, einander zu sehen... und um mir dies bald zu sagen, sind Sie hieher gekommen! Ich danke Ihnen für diesen Eifer... — Ach! Clementine wenn Sie mich hören könnten... Ihetwegen! aus Vorsicht bin ich...“

„Mein Herr, man sagt dieses Fräulein sei eine Schülerin Pradher's... — Pradher's?... Ja, Madame! — O! dies ist ein vorzüglicher Lehrer!“

„Ich bitte, Clementine, hören Sie mich an! Ich habe ein Billet bei mir, das Sie von Allem in Kenntniß setzen wird... — Dies ist unnöthig, ich will es nicht lesen... Sie lieben mich nicht mehr... Sie vergessen mich, um dieser Frau willen, die ich in Ihrem Zimmer versteckt gefunden habe... Sie haben diese Frau wieder gesehen... Nicht wahr?... Ha! Sie können es nicht wagen, mich das Gegentheil zu versichern!“

„Wer wird jetzt singen?... wissen Sie es, Madame Moncarville?“

„Singen?... nein Madame... ich weiß nicht mehr... ich fühle mich übel... — Mein Gott, befinden Sie sich unwohl?... — Nein, allein es ist hier sehr warm... Ah! da ist mein Gatte.“

Herr Moncarville war in der That neben uns, er

hat mich mit seiner Frau sprechen sehen müssen... dies wird ihn aber nicht errathen lassen, wer ich bin! Kann man in einem Salon nicht mit Jemand schwätzen, ohne daß man ihn kennt? Clementine steht schnell auf, nimmt ihn beim Arm, und geht in einen andern Salon. Ich mußte zurückbleiben, ohne mich rechtfertigen zu können und der alten Dame antworten, die mich noch weitläufig über die Singenden befragt. Ich sage ihr was mir gerade in den Sinn kommt und verlasse den Platz. Sollte sie weggegangen sein... Ich suche allenthalben... Ah! ich sehe ihren Mann an einem Spieltisch! sie sitzt nicht weit davon entfernt. Ich will ebenfalls dem Spiel zusehen; bald wird ein Platz leer, ich nehme ihn ein.

Herr von Moncarville ist ein schlechter Spieler; er beklagt sich bei jedem Zug, den er verliert, er beklagt sich sogar, wenn er gewinnt; er meint dann, nicht genug gemacht zu haben. Schon zwei Stunden sitzt er am Spieltisch, er wendet sein Geld schlecht an; da mir aber das Glück nicht günstig ist, so hat er sich noch nicht über mich beklagen können. Ich weiß nicht, wie ich spiele; denn ich befinde mich Clementinen beinahe gegenüber und suche ihren Augen zu begegnen, welche sie fortwährend hartnäckig abwendet, wenn ich sie anblicke. Ich verliere mein Geld; ich verliere jeden Augenblick meinen Ausfuß, kaufe mich aber immer wieder ein, ich würde meinen Platz nicht mit einem glücklichern vertauschen.

An unserm Tische, zu meiner Rechten, ist ein junger Mann, den ich Marquis von Follard nennen

höre: er ist ein Stutzer, mit langen gelockten Haaren, der sehr laut von seinen Pferden, seinem Tulbury, seinem Groom spricht; er schaukelt sich auf seinem Sessel, erzwingt ein Lächeln, wenn er die Damen ansieht, kurz er zeigt Manieren, die für Unverschämtheit gelten könnten. Wiewohl er ziemlich hübsch da liegt... doch in seinen Zügen etwas Falsches, Gezwungenes, das mir mißfällt. Ich glaube, daß ich diesen Namen Follard schon habe aussprechen hören! ich kann mich nicht erinnern, wo; unterdessen gewinnt der Herr Marquis uns Allen unser Geld ab; bald beutelt er meinen Nachbar zur Linken aus; wir warten bis ein Anderer seine Stelle einnehmen wird. Die Liebhaber des Bouillotte sind weggegangen, die Musik anzuhören. Plötzlich rief der junge Marquis aus, indem er sich an einen eben Ankommenden wandte: „Ei! da ist der liebe Baron von Harleville!... kommen Sie doch geschwind, Baron, es ist ein Platz leer und ich bin im Glück, ich will Ihnen Ihr Geld abgewinnen.“

Der Name Harleville machte mich beben, ich habe die Augen aufgeschlagen und meinen Vater erkannt. Er setzt sich an unsern Tisch neben mich... Ich kann nicht sagen, was ich Alles empfinde: ich bin vergnügt, daß ich meinen Vater wiedersehe, und doch ist es mir ärgerlich, daß ich mich da befinde. Er hatte mich nicht bemerkt: erst nachdem er sich gesetzt, fallen seine Augen auf mich... Seine Züge lassen ein geheimes Mißvergnügen durchblicken; wenn er mich baldern gesehen hätte, so würde er, ich wette, diesen

Platz nicht eingenommen haben... Es ist ihm leid, daß er neben seinem Sohne sitzt, den er seit beinahe drei Jahren nicht gesehen hat!... Ha! das heißt den Groll sehr weit treiben. Es gibt Augenblicke, wo ich zu glauben versucht bin, ich sei nicht sein Sohn... Doch fühle ich im Grunde meines Herzens, wie sehr ich ihn lieben würde, wenn er es mir erlaubte.

Der Baron von Harleville ist ein kleiner, magerer Mann, blaß, mit stolzer Haltung, harter und hochmüthiger Miene; er trägt einen Titus, hat aber den Puder beibehalten; sein ernstes Gesicht läßt selten die geringste Rührung durchblicken, seine dünnen Lippen, seine grauen Augen erheitern sich nie; seine Sprache ist kurz, seine Stimme stark und tönend; so ist mein Vater in einem Alter von fünfundsünfzig Jahren.

Dieser Marquis von Follard scheint mir mit dem Baron sehr vertraut, er sagt geflissentlich jeden Augenblick zu ihm: „Mein lieber Baron, mein Freund!“ Dieser Herr kommt mir fast zu jung vor, um so vertraut mit meinem Vater zu sein, ihre Bekanntschaft kann sich nicht von lange herschreiben, und ihre Manieren, ihre Gemüthsart bieten so wenig Aehnlichkeit dar, daß ich nicht begreife, wie sich zwischen ihnen eine so große Innigkeit feststellen konnte. Alles dies macht mich verlegen, verwirrt; man rechne noch die Nachbarschaft Clementinens, ihres Gatten hinzu, und man wird sich nicht wundern, daß ich nur sehr wenig bei meinem Spiel bin und viele Zerstreuung zeige. Herr Moncarville hat mich schon mehrmals voll Aerger gebeten, doch auf meine Auswürfe

Achtung zu geben; ich glaube, ich habe ihm nicht einmal geantwortet. Seit mein Vater bei unserer Partie ist, hat Herr von Follard eine gefestere Miene, eine anständigere Haltung angenommen. Er richtet an den Baron das Wort:

„Ei nun, mein lieber Freund, was sagen Sie von Paris, seit Sie wieder in unserem schönen Frankreich sind? — Ich habe Alles wiedergefunden, wie ich es verlassen hatte. Die Gesellschaft ist überall gleich. — Gestehen Sie, daß man sich hier besser unterhält, als in England! Der Kopf wirbelte mir von ihren Schmausereien, von ihren Toasts! Verdammtes Reblland! ich hatte dort beständig den Schnupfen! Dies ist das Einzige, was ich von unsern lieben Nachbarn herübergebracht habe.“

„Meine Herren, Sie sind nicht bei Ihrem Spiel... Ich habe fünf Napoleon ausgesetzt,“ sagt Herr von Moncarville ungeduldig.

„Ich halte,“ erwidert der Marquis, sein Spiel auf den Tisch legend.

Man zählt; Herr Moncarville hat gewonnen, er soll bezahlt werden, als der Marquis, „auf mein Spiel sehend,“ ausruft:

„Der Herr hat aber vier Karten! es gilt nicht!“

In der That! ich hatte gegeben, hatte vier Karten und es nicht wahrgenommen, obgleich ich sie sehr deutlich auf dem Tisch auseinandergelegt hatte. Allein wenn ich auf die Kreuz oder Pique blickte, hatte ich immer Clementinen vor den Augen, und die Stimme meines Vaters erklang an mein Ohr.

Herr von Moncarville wird roth vor Zorn, der Marquis brach in Lachen aus.

„Es ist mir wie verheert! das erste etwas wichtige Spiel, das ich gewann... und ungünstig! — Ha, ha, ha! . . . ich kann nicht umhin, darüber zu lachen! weil uns der Herr ganz ruhig zählen ließ! Auf Ehre! ich bin glücklicher, als ich glaubte.“

Die Lustigkeit des Herrn von Follard vermehrt den Aerger des Herrn Moncarville; er wirft mir beinahe die Karten ins Gesicht, indem er ausruft: „Wenn man ein Spiel nicht versteht, setzt man sich nicht zu einer Partie, um nur Mißgriffe zu machen!“

Ich fühle, daß mir die Röthe ins Gesicht steigt. Der Baron von Harleville blickt mich starr an, scheint erstaunt, daß ich auf die Flegerei des Herrn Moncarville nichts erwidere; der Marquis fährt fort, höh-nisch zu lächeln; ich bin auf der Folter, allein Clementine sieht auf mich; jetzt sind es ihre Augen, welche die meinigen suchen und mich anflehen, ihren Gatten zu entschuldigen. Zuerst denke ich nur an meinen Vater und an seine Meinung von mir, er, der so empfindlich für Alles ist, was auf die Höflichkeit, auf die Ehre Bezug hat! bin ich aber nicht auch Clementinen etwas schuldig? hat sie mir nicht ihre Zärtlichkeit bewiesen, während der Baron von Harleville mich seit langer Zeit als seinen Sohn zu verläugnen scheint! Ich werde Herrn Moncarville nicht antworten, die Unartigkeiten dieses Menschen ertragen, ich bin dazu entschlossen.

Alle diese Betrachtungen waren das Werk einer

Minute; mit einem Blick beruhige ich Clementinen, und sage lächelnd zu ihrem Gatten: „Mein Herr, ich werde suchen, künftig weniger zerstreut zu sein.“

Herr Moncarville behält seine übellaulische Miene bei und begnügt sich damit, ich weiß nicht was, zwischen den Zähnen zu murmeln; der Baron runzelt die Stirn, der Marquis lacht aufs Neue.

Inzwischen haben die Ausrufungen von Clementinens Gatten und das Lachen des Herrn von Follard viele Leute an unsern Tisch herbeigezogen; die Neu-angekommenen befragen die Anwesenden, um den Vorfall zu erfahren; ich höre, daß man leise spricht, daß man auf uns blickt; ich sehe sehr gut, daß ich besonders der Gegenstand der Bemerkungen der Gesellschaft bin. Ich stelle mich, als gewahre ich es nicht, und halte guten Stand. Die Augen Clementinens sind immer auf die meinigen geheftet, sie bitten mich um Ausdauer.

Unser Spiel hat einen Charakter von Ernsthaftigkeit angenommen, der nicht gewöhnlich ist. Mein Vater macht eine noch finstere Miene, seine Worte sind noch trockener und seine Augen wenden sich ab, wenn sie den meinigen begegnen könnten.

Herr von Moncarville murmelt fortwährend zwischen den Zähnen; mehrmals schon hat ihn seine Frau gebeten, das Spiel zu verlassen, indem sie fortzugehen wünschte: „Noch nicht, Madame,“ war Alles was sie erlangen konnte. Der Marquis von Follard allein ist sehr lustig. Von Zeit zu Zeit glaube ich ein spöttisches Lächeln zu bemerken, wenn er seine Blicke

auf mir ruhen läßt. Er schwätzt, er zischelt fichernd mit einem jungen Menschen, der sich hinter seinen Sessel gestellt hat. Ich höre Jenen mit spöttischem Tone antworten: „Höre doch, mein Lieber, es gibt Leute, die gutmüthige Teufel sind!“ Ich leide unaussprechlich.

Einige Augenblicke verfließen; ein neues Spiel findet zwischen dem Marquis von Follard und Herrn Moncarville statt: der Letztere gewinnt; im Augenblicke des Zahlens aber hält der Marquis inne, indem er mit spöttischem Tone ausruft: „Ah! noch eine Minute! der Herr hat vielleicht wieder vier Karten und er ließe uns spielen, ohne ein Wort zu sagen, wie vorhin!“

Der Marquis hatte noch nicht geendet, als ich meine vor Zorn funkelnden Augen auf ihn hefte und sofort ausrufe: „Mein Herr, Ihre Bemerkung ist eine Unverschämtheit . . . Ich habe den ärgerlichen Ton des Herrn von Moncarville so eben entschuldigen können, weil er seit lange vorlor; was ich aber so gütig war, von ihm leiden zu wollen, werde ich Andern nicht hingehen lassen.“

Bei diesen Worten werfe ich meine Karten vor den Herrn Marquis hin, wie mir vorher Herr Moncarville die seinigen zugeworfen hatte. Der glänzende Follard wird von meinem plötzlichen Ausfalle so sehr betroffen, daß er einen Augenblick unvermögend ist, mir zu antworten; mein Vater sagte nichts, allein wider seinen Willen dringt aus seinen Zügen ein Etwas hervor, das mich erkennen läßt, daß er

mit meinem Benehmen zufrieden ist. Herr von Moncarville blickt mich mit ganz erstaunter Miene an; Clementine wird blaß und zitternd; die Gallerie ist in Erwartung dessen, was daraus folgen wird.

Herr von Follard faßt sich bald wieder und antwortet mit spaßhaftem Tone: Ach! mein Herr, Sie werden jetzt böse! wer Teufel hätte das erwartet? nehmen Sie aber, ich bitte Sie, einen minder hohen Ton an, sonst könnte es schlecht gehen.

„Wenn wir nicht in einem Hause wären, vor dem ich Achtung habe, mein Herr, so würde ich Ihnen schon Lehren in der Höflichkeit gegeben haben... wir können uns aber anderswo wiederfinden.“

Diese Worte habe ich mit leiser Stimme gesagt, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht auf uns zu ziehen, und einen Skandal zu vermeiden. Herr von Follard im Gegentheil spricht geflissentlich sehr laut:

„Ich bin der Marquis von Follard, mein Herr... O! ich verstecke mich nicht... es ist leicht, mich zu finden!“

Ich nehme eine Karte aus meiner Tasche, die ich dem Marquis zuschiebe; er liest ganz laut: „Arthur, Schriftsteller... das kenne ich nicht, ich... dann müßte ich wissen, ob der Marquis von Follard sich mit Herrn Arthur schlagen kann!“

Ich bin auf dem Punkt, diesem Unverschämten meinen Handschuh ins Gesicht zu werfen, bei dem Namen Arthur aber hat Herr Moncarville einen Ausruf der Verwunderung ausgestoßen und wüthende Blicke auf seine Frau geworfen: diese, die ihre Gefühle

seit einigen Augenblicken nicht mehr aushalten konnte, verliert das Bewußtsein und fällt ohnmächtig auf ihren Sessel zurück.

Es gibt eine große Bewegung im Salon; man vergißt unsern Streit, um der Madame Moncarville Hilfe zu bringen; ich selbst stehe auf und will zu ihr eilen... aber ich halte an... ihr Mann beobachtet sie... zu viele Leute umgeben sie... ich muß Andern das Vergnügen überlassen, ihr beizustehen... Man trägt sie fort in ein anderes Zimmer, an ein Fenster... Ich folge ihr von ferne; ich sehe endlich, wie sie die Augen wieder aufschlägt... Ihr Mann nimmt sie beim Arm, führt sie weg... Arme Clementine! wie viele Qualen werde ich ihr noch zuziehen!

Ich will zu dem Marquis zurück und mit ihm sprechen; ich kehre um in den Salon, das Spiel hatte aufgehört; mein Vater saß seitwärts allein; Follard schwatzte stehend mit einigen jungen Leuten. Ich trete näher, und sage ihm in's Ohr: „Ihre Stunde auf morgen, mein Herr?“

Er schien sehr wenig geschmeichelt, mich wieder zu sehen! hatte er etwa geglaubt, ich werde so weggegangen sein? er antwortet mir indes mit gleichgültiger Miene:

„Morgen um acht Uhr werde ich am Thore Maillot mit Pistolen auf und abgehen. — Es ist gut, mein Herr, wir werden uns dort wieder finden.“

Ich entferne mich. Ich sehe noch, wie Follard auf meinen Vater zugeht und ihm auf die Achsel klopfend sagt: „Wohlan, mein lieber Baron, ich zähle auf Sie für morgen... eine Angelegenheit zum Ausfechten... mit

jenem Herrn, der so zerstreut ist... Ich bin Ihr Zeuge in London gewesen, Sie werden der meinige in Paris sein; ich werde Sie in Ihrem Hotel um halb acht Uhr mitnehmen."

Mein Vater wird sein Zeuge sein! Ich weiß nicht mehr, was in mir vorgeht; allein ich gehe aus diesem Zirkel weg, die Begebenheit verfluchend, die mich zwang, dort zu erscheinen.

## Zweites Kapitel.

### Der Sekundant.

Ich habe eine sehr peinliche Nacht zugebracht; der Schlaf hat keinen Augenblick meine Augenlieder geschlossen: ich sehe meinen Vater bei diesem Duell gegenwärtig; es kommt mir vor, als schlage ich mich gegen ihn. Dieser Gedanke macht mich schauern; habe ich mir indeß irgend einen Vorwurf zu machen? habe ich nicht an dem unglücklichen gestrigen Abend so viel Mäßigung gezeigt, als ich konnte? der Baron von Harleville würde erröthet sein, wenn er einen Feigen in seinem Sohn gefunden hätte... und obgleich er mir diesen Namen nicht mehr gibt, bin ich doch überzeugt, daß er selbst im Grund seiner Seele keinen solchen Gedanken von mir haben könnte.

Aber fest entschlossen bin ich, mich ohne Zeugen an den Ort des Stelldicheins zu begeben. Irgend Jemand mitnehmen, würde den Schein haben, als stelle ich auch meinem Vater einen Widersacher

gegenüber, und dieser einzige Gedanke macht mir Entsetzen. Der Marquis mag sagen und glauben, was er will, ich werde keinen andern Zeugen haben, als den seinigen.

Die Stunde kommt, ich mache meine Vorbereitungen für den Kampf. Arme Clementine!... wenn ich dich nicht wiedersehen soll, wäre es mir sehr süß dir in einem Brief die letzten Versicherungen zu hinterlassen... dir zu wiederholen, daß ich nur dich liebte, ehe ich starb! Aber auch dieser Trost ist mir versagt! ein Brief für Clementinen! wer wird ihn ihr übergeben? ich habe keinen Vertrauten; ihn fremden Händen anvertrauen? ich könnte sie bloßstellen! Nein ich darf ihr nicht schreiben. Ach! an all dem ist etwas Trauriges, das mir das Herz zusammen drückt... Gehen wir eiligst!

Ich nehme einen Wagen, fasse meine Pistolen und lasse mich an den bezeichneten Ort führen, das Wetter ist kalt und düster; die Spaziergänger werden uns nicht belästigen.

Ich steige aus dem Wagen, und denke an meinen Vater; seine innige Verbindung mit dem jungen Marquis ist für mich fortwährend ein Gegenstand des Erstaunens. Die Worte, welche Follard gestern Abend zu ihm sprach, kommen wieder vor mein Gedächtniß: „Ich bin Ihr Zeuge in London gewesen, Sie werden der meinige in Paris sein!“

Mein Vater hat also auch ein Duell in England gehabt! Seine zornige, hochmüthige und anmaßende

Gemüthsart hat sich mit den Jahren nicht gemildert; und heute wird er vielleicht mit kaltem Blute Zeuge von dem Tode seines Sohnes werden! Was habe ich ihm denn gethan? Großer Gott!

Aber dieser Follard... Ach! ich erinnere mich jetzt, ja, ich weiß, durch wen ich zum ersten Mal diesen Namen habe aussprechen hören; es war durch Herrn Theodor, als ich eines Abends im Schauspiel hinter zwei Damen war, und jener große Herr, der damals einen Schnurrbart trug, zu ihnen in die Loge kam und mit ihnen sprach. Also ist dieser sich so nennende Marquis der Freund des Erfinders der tragbaren Wasserbehälter? Ei! Herr von Follard! ich hatte keine gute Meinung von Ihnen, dies aber bringt Sie bei mir vollends in ganz schlechten Kredit."

Das Geräusch eines Cabriolets zieht mich aus meinen Betrachtungen; es hält an, zwei Männer steigen aus. Ich erkenne meinen Vater und Follard; sie kommen auf mich zu. Der Baron hat beständig jene kalte, ernste Miene, welche dem geschicktesten Physiognomiker nicht erlaubt, zu errathen, was er empfindet. Herr von Follard scheint mit seinem Pistolenhalfter, das er in der Hand trägt, zu spielen und pfeift im Gehen ein Jagdstückchen.

"Es ist mir äußerst leid, mein Herr, daß ich Sie habe warten lassen," sagt der Marquis, auf mich zukommend. "Allein mein verdammter Schneider, der diesen Morgen bei mir erschien, hat so lange gebraucht, mir eine neue Schlafrockform anzupassen mit Buff-Armeln, wie die der Frauenzimmer... Ich

glaube, daß es gut stehen wird... Hier bin ich nun zu Ihren Befehlen? Wo ist denn aber Ihr Zeuge?"

„Ich habe keinen mitgebracht, mein Herr! Da ich wußte, daß der Herr Baron von Harleville der Ihrige sein werde, so dachte ich, er dürfte für uns beide genügen. — Dies ist nicht in der Ordnung. Jeder soll seinen Sekundanten haben. Die Partie muß gleich sein, das ist ein Umstand, den Jedermann weiß! — Mir ist er gleichfalls nicht unbekannt, mein Herr! allein ich wiederhole Ihnen, daß ich dem Herrn Baron von Harleville keinen Sekundanten entgegensetzen konnte, und ich bin überzeugt, daß der Herr Baron mein Benehmen nicht tadeln wird. — Mein Vater, der bis jetzt ein völliges Stillschweigen beobachtet hatte, macht eine Bewegung der Ungeduld, nimmt das Pistolenhalfter Follard's und murmelt: „Ja, es kann so hingehen.“

„Wohlan, meine Herren, wie Sie wollen!“ erwiedert Follard, „was ich darüber sagte, geschah aus Achtung vor dem Herkommen... ich bin ein strenger Beobachter des Herkommens: im Augenblick jedoch, wo der liebe Baron darein willigt, beiden Theilen als Zeuge zu dienen, würde es mir schlecht anstehen, wenn ich mich widersetzen wollte. Mein lieber Herr von Harleville, haben Sie die Gefälligkeit, die Waffen zu laden. Wie viel Schritte, Herr Arthur?“

„Wie Sie wollen, mein Herr! — O das ist mir vollkommen gleichgültig! fünfundzwanzig, wenn es Ihnen beliebt? — Ja, mein Herr!“

„Baron, Sie werden die Schritte zählen, dies

ist heute Ihr Geschäft... in London ist es das meine gewesen; dort schlugen Sie sich aber wenigstens für ein hübsches Frauenzimmer, während ich heute eigentlich nicht weiß, warum ich mich schlage; was liegt daran? es wird für mich vielleicht eine bessere Gelegenheit kommen!"

Während Follard sprach, lud mein Vater die Pistolen, und mit jenem ewig kalten Gesicht, das gar keine Bewegung anzeigt, tritt er mir näher, bietet mir eine Waffe dar... meine Hand zittert, als ich sie annehme... Ah! es ist nicht Furcht; aber ich bedenke, daß mein Vater es ist, der sie mir darbietet!

Ich habe das Pistol genommen, ohne die Augen nach ihm aufzuschlagen... Ich stelle mich auf; er zählt die Schritte ab!

„Wer wird zuerst schießen?“ fragt Follard, sich auf den Punkt stellend, wo mein Vater gehalten hat.

„Sie, mein Herr! — Ich?... ich werde es nicht thun, ich schwöre Ihnen! — Nun gut, miteinander denn. — Ja, miteinander, dies wird billiger sein. Baron, Sie geben das Zeichen durch Zusammenschlagen der Hände!“

Wir halten jeder unsre Waffe, wir haben die Augen starr auf einander geheftet, wir erwarten das Zeichen, das uns mein Vater geben soll, als der Baron, der sich einige Schritte von uns entfernt hatte, plötzlich und eilfertig zwischen uns tritt, und uns mit bewegter Stimme, ohne diesmal seine Aufregung zu verbergen, zuruft:

„Haltet an... haltet an! meine Herren, ihr

dürft euch nicht schlagen! Dieser Zweikampf kann nicht stattfinden... Herr Arthur, übergeben Sie mir Ihre Waffe... Herr von Follard, geben Sie mir Ihr Pistol!... Ihr Zank mit dem Herrn ist eine Kleinigkeit, ich kenne euren beiderseitigen Muth, ich wiederhole euch, ihr dürft euch nicht schlagen!"

„Ha! ha! mein lieber Baron, was bedeutet dieser Scherz? Sie laden die Waffen, zählen die Schritte ab, und sofort, nachdem Ihnen, ich weiß nicht was durch den Kopf gefahren, wollen Sie nicht mehr, daß wir uns schlagen sollen! Gewiß, ich habe viele Ehrerbietung für Sie; allein es scheint mir, daß Sie die Gewalt, die Sie über mich haben, mißbrauchen.“

„Nein, Marquis, dieses Duell darf nicht stattfinden... es ist unnöthig... einige im Zorn ausgesprochene Worte machen noch keine Beleidigung aus. Herr Arthur wird mir beistimmen, hoffe ich?“

Ich antworte nicht, aber ich wage meinem Vater nicht zu widerstehen, und gebe ihm die Waffe zurück, die er mir dargereicht hatte; ich empfinde sogar eine geheime Freude über das, was er in diesem Augenblicke thut, denn ich berede mich, daß die Natur es ist, die wider seinen Willen zu seinem Herzen spricht.

Der Marquis läßt sich sein Pistol ebenfalls wieder abnehmen; er blickt den Baron an und beginnt zu lachen, wobei er in die Worte ausbricht: „In Wahrheit, mein lieber Freund, ich habe Sie nie so bewegt gesehen, selbst da nicht, als Sie die Vertheidigung meiner hübschen Base übernahmen!“

„Nun, Herr von Follard, diese Angelegenheit ist

beendet, ich werde Sorge tragen, bekannt zu machen, daß Sie und Ihr Gegner sich als Männer von Ehre benommen haben, und man bezweifelt nicht, was der Baron von Harleville behauptet; jetzt wollen wir den Herrn begrüßen und gehen!"

Bei diesen Worten hat mein Vater den Arm seines jungen Freundes gefaßt; dieser zieht seinen Hut vor mir ab, ich thue dasselbe, und sehe nun die beiden Herren wieder in das Cabriolet steigen, das sie hergebracht hat und bald meinen Augen entschwindet.

Im Ganzen ist es mir nicht leid, daß die Sache auf diese Art abgethan worden ist. Wie bewegt mein Vater war, als er sich zwischen mich und den Marquis stürzte! es war nicht mehr jener flegmatische und finstere Mann! es war ein Vater, der das Blut seines Sohnes fließen zu sehen fürchtet! Ach! wenn ich es gewagt hätte, mich in seine Arme zu werfen! er würde mich aber vielleicht zurückgestoßen haben, denn seine Rührung ist von sehr kurzer Dauer gewesen! Kaum war es entschieden, daß wir uns nicht schlagen würden, als er seine finstere Miene wieder annahm, wie aus Scham, einer Gefühlsbewegung nachgegeben zu haben.

Ich kehre in mein Haus zurück; ich möchte jetzt gerne wissen, was Herr Moncarville zu seiner Frau gesagt hat, und erwarte mit Ungeduld einen Brief Clementinens.

Aber acht Tage gehen hin, und ich erhalte keine Nachricht. Arme Clementine! man läßt ihr also nicht einmal die Freiheit, zu schreiben? Julie wird

ihre Drohungen verwirklicht haben, sie wird gerächt sein! Uebrigens habe ich sie seit jenem denkwürdigen Morgen nicht mehr getroffen, nicht mehr gesehen. Mein einziger Wunsch ist, nicht mehr von ihr sprechen zu hören.

Eines Morgens klopft man leise an meine Thüre, ich rufe herein, ich weiß, daß mein Schlüssel steckt. Man macht vorsichtig auf, man tritt mit gemächlichen Schritten ein; ich drehe mich um: Adolphy ist es, der mit niedergeschlagenen Augen, betrübter und verdüsteter Miene auf mich zukommt.

Ich kann nicht umhin, zu lächeln, wenn ich diese Miene ansehe, obgleich ich weiß, daß es ihn ärgert, weil er glaubt, ich lache, um mich über ihn lustig zu machen. Indes will ich ihn sich diesmal erklären lassen, ich warte ziemlich lange, ehe er den Mund aufthut; endlich entschließt er sich: „Guten Morgen, Herr Arthur! — Guten Morgen, Herr Adolphy! — Geht es gut, seit ich Sie nicht gesehen habe? — Es geht sehr gut, ich danke Ihnen. — Ich, ich habe einen sehr starken Schnupfen gehabt. — Ah! dies ist ärgerlich.“

Und Adolphy stopft sich den Mund mit Kandelsucker und schaukelt sich auf einem Sessel; er ist im Stande, eine Stunde so zu bleiben, ohne daß er mir sagt, was ihn herführt. Die Ungeduld übermannt mich und ich rufe aus: „Ei! kommen Sie noch in der Absicht, sich mit mir zu schlagen? Ich habe Sie um vierzehn Tage Aufschub gebeten; sie sind vorüber... wozu haben Sie sich entschlossen? — D!

ich denke nicht mehr daran. Ich habe seitdem eingesehen, daß ich Unrecht hatte; wenn ich mich mit Jemand schlagen würde, so wäre es mit dem Schuft von Theodor! Sie kennen ihn ja, den Theodor, der eine Unternehmung gemacht hatte? — Ja, das wandernde Bassin. Nun gut! sind Ihre Aktien gestiegen, haben sich Ihre Kapitalien verdoppelt, verdreifacht? — Ach! ja, meine Kapitalien! die sind weit fort! und meine Aktien von hundert Franken . . . man würde mir keine hundert Sous dafür geben. Stellen Sie sich vor, dieser niederträchtige Theodor ist abgereist, ich weiß nicht wohin, vor zwei Tagen. Ich bin in seine Wohnung gegangen, um zu erfahren, wie unsere Angelegenheit stünde, aber da war kein Theodor mehr! er ist verschwunden, man weiß nicht, wohin er gegangen ist, und der Pförtner hat mich versichert, daß mehr als zwanzig Personen von ihm hintergangen worden sind; das Geld meines Oheims ist also so gut als verloren! — Sie können sogar sagen, völlig verloren. So ist es, wenn man auf Niemand hören und nur seinem Kopf folgen will, während man doch keine Erfahrung hat! — Ich versichere Sie, daß ich künftig nicht mehr so dumm sein werde; ich werde Niemand mehr trauen! — Man muß nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen; nicht alle Menschen sind Spießbuben, Gott sei Dank! — Dessen ungeachtet werde ich stets auf meiner Hut sein. — Ich hatte mich ebensowenig in Julien als in Theodor betrogen. Ihre Verbindung mit dieser Frau hätte unangenehme Folgen für Sie gehabt;

denn Julie hat Verstand: sie weiß die Leute zu fangen! sie hätte Alles mit Ihnen gemacht, was sie gewollt hätte. — O! Alles, dies ist eine Redensart! dennoch bin ich sehr froh, daß ich sie los bin. — Sie sehen sie nicht mehr? — Gelegentlich bemerkt, es wäre mir sehr leid! — Wohnt sie immer noch in Ihrem Hause? — Nein, sie ist den Tag, nachdem ich sie bei Ihnen gefunden hatte, ausgezogen. — Dies ist ein Glück für Sie. Aber glauben Sie mir, Adolphy, vermeiden Sie sie, es ist eine gefährliche Frau, sie würde Sie abermals verblenden. — Wie? was? nach dem, was ich gesehen, wäre es ein wenig zu stark. Ich stehe Ihnen dafür, daß ich ihr ohne Gefahr begegnen kann, ich möchte ihr sogar begegnen, um ihr Blicke der Verachtung zuzuwerfen. Aber bei Allem dem kann ich Ihnen jetzt nicht heimgeben, was ich Ihnen schuldig bin: das thut mir leid! — Ich bitte, denken Sie nicht an diese Kleinigkeit, und wenn ich Sie verbinden kann, sprechen Sie! — Nein, ich lebe jetzt ganz gesezt, ich begnüge mich mit der Pension, welche mir mein Vater zahlt; ich mache keine Tollheiten mehr. — In diesem Fall gehen Sie mit mir zum Mittagessen! wir wollen uns ein wenig aufzuheiten suchen; Sie verjagen das Andenken an Ihre letzte Liebchaft, und ich werde mir Mühe geben, das Gleiche zu thun, wiewohl ich mich nicht über die zu beklagen habe, die ich liebe, weil ich aber doch gerne weniger an sie denken möchte.“

Ich nehme Adolphy mit zum Mittagessen bei einem Restaurateur. Sein letztes Abenteuer mit Julien hat

ihm den Appetit nicht genommen, dagegen viel Unmuth gegen die Frauenzimmer eingestößt. In einem Augenblick von Redseligkeit ruft er aus: „Ich will auf ein Geschlecht verzichten, dem man nicht trauen kann! — Ei! ei! was sagen Sie da, mein armer Adolph? auf die Frauen verzichten mit zwei und zwanzig Jahren! Sie wären sehr zu beklagen, mein Freund. — Wenn sie uns aber alle betrügen! — Erstlich liegt das Uebel nicht darin, daß man betrogen wird, Alles hängt davon ab, auf welche Weise man es wird. — Ich gestatte es auf keinerlei Weise; ich will eine Frau für mich allein. — Dies ist vielleicht Selbstsucht: ich glaube nicht, daß die Natur ein schönes Werk für das Glück eines einzigen Individuums erzeugt; sie macht so viele Häßliche, daß es in diesem Fall manche Unzufriedene gäbe. Vorausgesetzt aber, wir können glauben, daß wir im alleinigen Besiz sind, ist dies nicht Alles, was man braucht, um glücklich zu sein? — O! Sie sind zu gleichgültig! es ist mir nicht genug, daß ich eine Sache glaube, ich will, daß sie in der Wirklichkeit so sei! Diese Julie!... wenn Sie all' die Schwüre, alle die Liebesbetheurungen wüßten, die sie mir machte! — In der Liebe, wie in allen Dingen, muß man den Leuten mißtrauen, die viel sprechen. — Sie gab mir die süßesten Namen! sie nannte mich ihre Sonne, ihren Gott, ihre kleine Raze!... Sie sagte zu mir: Wenn du eine andere Frau liebest, würde ich dir die Augen austragen, ich würde dir... ich würde dir eine Menge Messerstiche versetzen.

— Solche Drohungen, die überdies von sehr schlechtem Tone sind, beweisen, daß eine Frau heftig und rachsüchtig, aber keineswegs, daß sie treu ist. — O! was die Treue betrifft, so wiederholte sie mir täglich: Ich, dich betriegen! wie wäre dies möglich? Die andern Männer, siehst du, alle andern Männer, wären sie noch so prächtig, machen auf mich die Wirkung einer Arznei; wenn sie sich mir nahen wollten, würde ich Ekel bekommen.“

Ich kann nicht umhin, zu lachen, als ich vernahme, was Julie sagte, und Adolphy, noch mehr sich ereifernd, fortfährt: „Dies sagte sie mir oft, diese nichtswürdige Frau! und hierauf finde ich sie in den Armen eines Andern!... O falsche Herzen! O Seelen ohne Treu und Glauben! sie möge sich nie mehr einfallen lassen, mit mir zu sprechen; ich würde es ihr schlimm machen!“

„Nun, Adolphy, mäßigen Sie sich, lassen Sie sich nicht durch Ihren Unmuth hinreißen! Sie sind noch neu in Liebeshändeln, lernen Sie solche Vorfälle ertragen! Eine untreue Geliebte! ach! mein Gott! das ist so gewöhnlich, daß man närrisch wäre, wenn man sich darüber betrüben wollte... ah! wenn es sich um ein tieferes Gefühl handelte, um eine alte Freundin, würde ich Ihren Kummer begreifen; aber wegen einer Liebchaft!... man muß darüber lachen. — Eine Liebchaft! die mich entseßlich kostete! ich sagte Ihnen nicht Alles, was diese Frau da mich ausgeben ließ! — Ich glaube es wohl. — Sie war von einer Koketterie... wenn wir ausgingen, fand

sie immer Mittel, sich irgend einen Fuß, einen Flit-  
 ter oder sogar ein kleines Möbel kaufen zu lassen;  
 vorzugsweise richtete sie es so ein, daß wir unsern  
 Weg durch die Passagen nahmen, weil dort lauter  
 Läden sind. Gingen wir Abends spazieren, so sagte  
 sie: O! wir wollen durch die Passagen gehen, es  
 ist lustiger, lebhafter! Und mein Geld blieb stets in  
 der Passage! Und dann leckerhaft... wenn ich ihr ge-  
 folgt hätte, würden wir alle Tage bei dem Traiteur  
 gespeist haben. — Und Sie nahmen ihren Sohn nie  
 mit? — Ah, freilich! sie gab dem Pförtner zwei  
 Sous, und sagte zu ihm: Sie kaufen Oskar gebratene  
 Kartoffeln. Armer Kleiner! wie viel hat er  
 gebratene Kartoffeln verzehrt! Wenn ich ihm irgend  
 eine Leckerei mitbrachte, war es immer Julie, die  
 es aß, da sie behauptete, dies würde nicht für ihn  
 taugen, zudem müsse man ihn nicht leckerhaft machen.“

„Mein lieber Adolphy, Ihre Verbindung mit Ma-  
 dame Ulysse wird Ihnen nicht ganz nutzlos sein; sie  
 wird Ihnen Erfahrung geben, Sie lehren, daß man  
 den Schwüren, den Liebesbetheurungen nicht buch-  
 stäblich glauben darf; denn sehen Sie, dies ist eine  
 umlaufende Münze, die man in der Welt beständig  
 austauscht, und die selten bei dem bleibt, der sie  
 erhalten hat. Aber beharren Sie deshalb nicht in  
 Ihrem Groll gegen die Frauen: Sie würden sich  
 selbst mehr strafen, als jene. — Gleichviel, ich will  
 mich nicht leicht wieder der Liebe hingeben! ich will  
 alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen, ehe ich mich ver-  
 führen lasse. — Sie werden sehr stark sein, so lange

Sie nicht verliebt sind; so wie man Ihnen aber gefallen hat, werden Sie sich fesseln lassen; Sie werden die Vergangenheit vergessen und abermals allen Schwüren glauben, die man Ihnen macht. — O nein! — O! freilich!“

Ich führe Adolphy in's Theater, und da wir unsern Platz neben ziemlich hübschen und gesprächigen Damen finden, knüpfe ich eine Unterhaltung mit meinen Nachbarinnen an; allein Adolphy nimmt keinen Theil daran, und wenn ich ihn leise auffordere, den Liebenswürdigen zu machen, antwortet er mit großem Ernst: „Diese Frauenzimmer da haben eine zu leichtsinnige Miene, das gefällt mir nicht.“

Als ich Adolphy am Abend verlasse, lade ich ihn ein, mich öfter zu besuchen und besonders kein Menschenfeind, noch weniger aber ein Weiberhasser zu werden; im Grunde bin ich darüber ganz ruhig und möchte wetten, daß seine großen Entschlüsse nicht lange halten werden.

Ich bin nach Hause gekommen, ich will bei meinem Pförtner ein Licht nehmen... Ich erblicke Herrn Lubin, in der Loge sitzend, mit einer großen Rolle auf dem Schoße. Ach! mein Gott! hat er gar meinen unglücklichen Hausvogt gezwungen, sein Chaos anzuhören!

Herr Lubin steht auf, wie er mich erblickt, und sagt zu mir: „Mein Herr, ich erwartete Sie, indem ich mit Ihrem achtungswerthen Pförtner plauderte... nicht, daß ich die Absicht hätte, Sie in irgend etwas zu belästigen, sondern um Ihnen meinen Stamm-

baum zu bringen und Ihnen denselben persönlich zu erklären.“

„O! mein Herr, ich bin ermüdet, ich habe große Lust zu schlafen, und es wäre mir unmöglich, diesen Abend Ihre Erklärungen anzuhören... — Gut, mein Herr, dies ist mir ganz recht, denn ich selbst habe auch Ruhe nöthig. — Alsdann, mein Herr, wünsche ich Ihnen eine gute Nacht... wir wollen uns schlafen legen!“

Ich hatte die Scharteke, welche Herr Lubin mir dargeboten, genommen, und stieg meine Treppe hinan, als der Gelehrte mir nachläuft und mit bescheidener Miene zu mir sagt: „Mein Herr, mein Stamm-  
baum wird gewöhnlich mit fünf Franken bezahlt. — Ei! mein Gott, warum sagten Sie es nicht bald! hier sind hundert Sous, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.“

Ich steige schnell die Treppe hinauf, ohne auf den Dank und die Complimente des Herrn Lubin zu hören, und in meinem Zimmer angelangt, fange ich damit an, mein Feuer mit dem Stammbaum des Verfassers des Chaos anzuzünden.

Ich bin im Begriff zu arbeiten, als ich an meine Thüre klopfen höre. Wäre es wieder Herr Lubin! dies ginge über den Spaß hinaus und ich bin entschlossen, ihm nicht aufzumachen; allein ich erkenne die Stimme meiner Pförtnerin, die mir zuruft: „Ich bin es, Herr: es ist ein Brief, den ich vergessen habe, Ihnen einzuhändigen.“

Ich öffne schnell, die Pförtnerin gibt mir einen

Brief mit den Worten: „Jener große schwarze Mann ist Schuld, daß ich nicht mehr an diesen Brief dachte. Können Sie glauben, mein Herr, daß er um sieben Uhr Abends in unsre Loge kam, und nun wird es bald zwölf Uhr schlagen! Er betäubte uns mit Geschichten, von denen wir nicht das Geringste verstanden haben! und ich wagte aus Höflichkeit nicht, einzuschlafen.“

„Wenn er wieder kommt, so sagen Sie ihm immer, daß ich nicht zu Hause bin, daß ich nicht nach Hause kommen werde, und daß es vergeblich sei, wenn er auf mich warte. — O! mit Vergnügen, mein Herr; denn zwei Personen wie dieser in unsrer Loge, und man könnte die Sinne verlieren!“

Ich eile an mein Feuer zurück; der Brief ist von Clementinen; ich habe ihre Handschrift erkannt... ich kann es kaum erwarten, ihn zu lesen: dabei empfinde ich jene Zufriedenheit, die man fühlt, wenn man allein und ungestört ein Billet lesen kann, das man von derjenigen empfängt, die man liebt. Sehen wir, was sie mir schreibt!

„Mein Freund, seit ich Sie in jener unheilvollen Abendgesellschaft gesehen habe, bin ich sehr unglücklich! Zuerst war ich schrecklich gequält durch die Furcht, Sie möchten sich schlagen; als ich meine Sinne wieder erlangte, mußte ich die Vorwürfe des Herrn Moncarville anhören, der behauptete, ich hätte Ihnen in diesem Zirkel ein Stelldichein gegeben, hätte mich Ihnen gegenüber gesetzt, um Sie mit mehr Muße zu sehen, und tausend andere Dinge, auf die ich

nur mit Stillschweigen antwortete. Indes hatte sich Herr Moncarville beruhigt, es war keine Rede mehr von Ihnen, als man ihm den folgenden Tag einen Brief einhändigte, ich weiß nicht, von wem er kam; nachdem jedoch Herr Moncarville ihn gelesen hatte, wechselte er die Farbe, trat auf mich zu... Ich glaubte, er wolle mich schlagen, so aufgebracht schien er; er gab mir die abscheulichsten Namen, indem er ausrief, daß dieser Brief ihm die ausführlichsten Aufklärungen über meine schlechte Aufführung gäbe; er stieß die entsetzlichsten Drohungen aus, kündigte mir an, daß ich nicht mehr allein ausgehen dürfe, und daß er mich, wenn er irgend einen neuen Beweis meines Bergehens erhalte, einsperren lasse. So bin ich nun Gefangene, unter Aufsicht! Ich muß also darauf verzichten, Sie zu sehen; nie aber, Sie zu lieben! die schlechte Behandlung, die man mich erdulden läßt, vermehrt noch die Abneigung, die ich immer für den Mann empfunden habe, den man mich zu heirathen gezwungen hat. Ach! wenn ich gewiß wäre, daß ich von Ihnen geliebt werde, Arthur, dann würde ich nicht ganz unglücklich sein. Wer hat aber diesen Brief schreiben können, der Herrn Moncarville so in Harnisch jagte? Ahnen Sie es? Wer hat denn so übelwollend gegen mich sein können? Ich fürchte es zu errathen! Ich schreibe Ihnen, ohne zu wissen, ob ich diesen Brief Ihnen zukommen lassen kann; dies ist gleich, ich schreibe immerhin... Man will nicht mehr, daß ich ausgehe, ich werde Dich also nicht mehr sehen können. Ach! ich

bin entschlossen, Allem zu trotzen, um Dich noch einmal zu umarmen. Allein sie sind im Stande, mich einzusperrern! Leb wohl! Arthur! Denken Sie ein wenig an diejenige, die Ihnen Alles geopfert hat, deren einziger Trost der Gedanke ist, von Ihnen geliebt zu sein, und die sterben würde, wenn sie diese letzte Hoffnung verlöre!“

Dieser Brief ist sehr traurig! Arme Clementine! ich fühle, daß sie glücklicher gewesen wäre, wenn sie mich nicht gekannt hätte. Das Datum des Billets ist zehn Tage alt; sie hat diese ganze Zeit hindurch kein Mittel gefunden, es auf die Post legen zu lassen!

Ha! Julie! Sie sind es, ich weiß es gewiß, die an Herrn Moncarville geschrieben, die ihm Aufschlüsse über seine Frau gegeben hat! Sie machen Clementinen unglücklich. Und dies Alles um sich zu rächen, weil ich so freimüthig gewesen bin, Ihnen ins Gesicht zu sagen, daß ich Sie nicht liebe, daß ich nie Liebe für Sie gefühlt habe! Sei einer offen gegen die Frauen! wie herrlich das ausschlägt!

---

### Drittes Kapitel.

Abenteuer eines Schriftstellers.

Mehre Monate sind verfloßen; ich habe von Clementinen weder sprechen hören, noch Nachrichten von ihr erhalten; ich bin weder meinem Vater, noch Julien begegnet, und Adolphy, der mich eine Zeitlang

nicht verließ, macht mir jetzt nur noch selten Besuche, was mich vermuthen läßt, daß ein neuer Liebeshandel ihn beschäftigt; da er mir aber nichts sagt, mache ich keine Frage an ihn. Ich weiß, was mich die einzige Einmischung gekostet hat, wodurch ich ihm beweisen wollte, daß seine Geliebte ihn betrügt; ich habe keine Lust, wieder anzufangen.

Ich möchte mich gerne zerstreuen, möchte gerne eine neue Geliebte haben... das ist sehr schlecht! wird man mir sagen. Und die arme Clementine, die Sie so sehr liebt, die Ihnen Ihre Ruhe zum Opfer gebracht hat, die so unglücklich ist, weil sie Sie gekannt hat, Sie wollen sie also vergessen? Ach! die Männer sind so nichtswürdig!

Erstlich will ich mich nicht besser machen, als ich bin; ich weiß Alles, was Clementine für mich gethan hat, und liebe sie immer. O! ich liebe sie aufrichtig; aber Eins wie das Andere, ich treffe sie ja nicht mehr. Und aufrichtig gesprochen, kann ich mich denn in meinem Alter mit dem Andenken an sie begnügen? Ich sage nicht, daß ich eine andere Frau so sehr lieben werde, wie Clementinen, es wird mich aber wenigstens zerstreuen, belustigen; und ein Schriftsteller muß sich belustigen, sonst wird er traurig, kalt, und seine Werke leiden darunter.

Ach! mein Vater hat gut reden, ich kenne kein angenehmeres Dasein, als das eines Künstlers. Außer jenen Genüssen der Eigenliebe, die er fühlt oder hofft, bereiten ihm auch Niederlagen Empfindungen, welche uns wenigstens fühlen lassen, daß wir

nicht bloß Maschinen sind. Hierzu füge man eine Menge anziehender, komischer Abenteuer, deren Held oft ein Künstler ist; und meiner Meinung zufolge müssen die Dichter, die Maler, die Musiker, Tonseher, kurz alle Personen, die sich dem Cultus der Künste hingeben, unter der Benennung Künstler begriffen werden. Ich weiß wohl, daß einige Schriftsteller, die stolz auf das Genie sind, welches sie zu haben glauben, den Titel Künstler, den ich den Dichtern gebe, zu gering, oder zu alltäglich finden werden; wenn es sich aber darum handelt, aufzuregen, zu rühren, zu erheitern: was liegt alsdann daran, ob dies mit einer Feder, einem Pinsel oder einer Leyer geschieht? die Hauptsache ist, daß man den Zweck erreicht.

Die Frauen entschädigen die Künstler für die Kritiken der Kotterien, für die Urtheile des Neides und die Complimente der Dummköpfe. Im Allgemeinen lieben sie talentvolle Personen; denn es liegt immer Eigenliebe in der Liebe, und dann ist der Ruhm wie die Sonne, er wirft seinen Glanz auf Alles, was ihm nahe kommt. Was mich betrifft, ich finde, daß die Damen sehr recht thun, die Künstler von Ruf zu lieben; dies macht ihrem Geschmack Ehre, und beweist, daß sie auf Belohnung des Talents halten, was die Männer häufig vergessen.

Wenn eine Dame ein Werk gelesen hat, das ihr gefällt, ein Gemälde gesehen, das sie bezaubert, oder eine Musik gehört, die sie entzückt: so arbeitet, so steigert sich ihre Einbildungskraft; sie wünscht den zu

kennen, der sie so süße Gefühle empfinden ließ, der ihr einige angenehme Stunden verschafft hat; ich finde dieses Verlangen ganz natürlich, und bin der Ansicht, daß die Damen demselben stets nachgeben sollten.

Wahrscheinlich aber ist dies für die meisten Damen nur ein vorübergehender Gedanke, nur eine Idee, . . . die so lange dauert, als man sie zu fassen braucht: eine andere folgt ihr; der Anblick eines neuen Gegenstandes, ein Zeug nach der Mode, ein Besuch haben den Künstler schon in Vergessenheit gebracht, den man zu kennen wünschte, als man sich noch unter der Gewalt des Eindrucks befand, den sein Werk hervorbrachte.

Indeß gibt es einige starke Geister, einige exaltirtere oder mehr philosophische Köpfe, die jener Bewegung der Neugierde folgen. Welches Nebel liegt auch, im Ganzen genommen, darin, wenn man ein paar Zeilen schreibt, die man entweder gar nicht, oder mit dem nächsten besten Namen unterzeichnet? Es sind wenige Künstler, die nicht solche Bilette von Frauenhand erhalten hätten, auf welche man sie bittet poste restante zu antworten (dies ist eine bequeme Weise, wenn man seine Adresse nicht wissen lassen will). In solchen geheimnißvollen Sendschreiben sagt man Alles, was einem in den Sinn kommt. Zuweilen ertheilt man uns Rathschläge, zankt uns über eines unserer Werke, becomplimentirt uns über ein anderes, und bittet immer um eine Antwort, die wir aus Galanterie keiner Dame versagen. In der That

ist es selten, — ausgenommen die Epistel wäre gar zu voll von orthographischen Fehlern, — daß man nicht darauf antwortet. Wie aber Lord Byron, der wahrscheinlich öfters solche Sendschreiben erhielt, treffend bemerkt: „Gebt alsdann sehr auf das Acht, was ihr antwortet!“

Und man glaube nicht, es liege die geringste Geckenhaftigkeit in der Behauptung, daß man solche Bilette erhalten habe! Erstlich sind sie nicht immer schmeichelhaft, und dann wenden sie sich an den Künstler, nicht an den Mann; glaubt man endlich, daß es angenehm sei, wenn man, dem von uns an den Tag gelegten Wunsche nachgebend, sich zu einer Zusammenkunft versteht, und wir in allem Eifer an dem bezeichneten Orte eintreffen, von Ferne den Fuß suchend, den man uns sorgfältig mit allen Einzelheiten beschrieben hat, mit gesteigerter Einbildungskraft für eine Unbekannte, aus der wir uns einen reizenden Gegenstand gemacht haben, — glaubt man, sage ich, daß es sehr angenehm sei, wenn man sich endlich einer Frau von vollen, wohlgezählten fünfzig Jahren gegenüber befindet, die noch so boshaft gewesen ist, einen Hut mit einem Schleier aufzusetzen, die auf uns zukommend, schmachtende Augen, einen lächelnden Mund zeigt, und mit Ziererei zu uns spricht: „Ah! Sie sind es, . . . ich hatte Sie von Ferne geahnt! . . .“ Dann bleibt ihr betäubt wie vom Schlage stehen; ihr wagt weder rückwärts, noch vorwärts zu gehen; ihr stottert einige Worte ohne Zusammenhang; ihr geht nicht durch, weil es unartig

wäre, und man gegen Damen stets höflich sein muß; aber ihr wißt nicht mehr, was daraus werden soll. Während dem kommt es euch vor, daß man euch beim Arme faßt und fortzieht, mit den Worten: „Wir wollen hier nicht stehen bleiben... ich fürchte, man möchte uns hier treffen!“

„Ach! mein Gott! wohin will sie denn, daß ich sie führe?... ich muß schnell irgend ein Mittel finden, mich derselben zu entledigen!“

Dies ist gewöhnlich die fixe Idee des Künstlers, der sich in solcher Lage befindet. Sei't daher nur eitel auf geheimnißvolle und verliebte Briefchen, die ihr erhaltet!

Und doch — ich gestehe es — möchte ich in diesem Augenblick einen jener anonymen Briefe erhalten, um mich zu zerstreuen und meine Seufzer ein wenig zu verscheuchen, sollte auch die Verfasserin des Billets der Person gleichen, deren Portrait ich so eben gezeichnet habe! ich, ich bin schnell entschlossen. Wenn ein Abenteuer nicht sentimental ist, muß es komisch sein, und dies ist immerhin Etwas. Mit fünfzig Jahren kann eine Frau sehr liebenswürdig sein (das Alter benimmt dem Verstand der Frauen nichts); ich mache ihr dann nicht den Hof, man knüpft aber eine Unterhaltung an: ist die Dame lächerlich, so gibt es ein Portrait aufzunehmen, das man später anwendet. Es ist viel, wenn man Originale darstellt! denn um in einem Roman wahr zu sein, darf man die Personen nicht schaffen, man muß sie sich ins Gedächtniß rufen.

Hat man mehre Liebeshändel im Gang, kann man mit seinen eingefädelten Liebchaften kaum fertig werden: so kommen solche galante Billete zu Duzenden; hat man dagegen keine Liebe auf dem Herzen, oder ist man der Zerstreung bedürftig: so wird man nicht das allerdünnste Briefchen empfangen! So geht es fast immer im Leben; die Dinge kommen, aber selten zu rechter Zeit.

Vor meinem Schreibtisch sitzend, stellte ich eines Tages diese Betrachtungen an; ich kam von einer Repetition zurück, wo man mich hatte Abänderungen machen lassen wollen, wo die Schauspielerin des Tages mit einer Schläfrigkeit, die mich zur Verzweiflung brachte, und wie aus Gnade eine Rolle repetirt hatte, welche ich bezaubernd, und sie unter ihrem Talente fand. Das Blut war mir in Wallung gerathen, ich war unzufrieden mit mir, mit den Schauspielerinnen, mit der ganzen Welt, nach Hause gekommen, und in diesem Augenblick schien mir die Beschäftigung des Schriftstellers nicht mehr diejenige, wobei man die meisten Freuden genießt.

Meine Pförtnerin übergibt mir einen Brief, den der Briefträger so eben gebracht hat; ich betrachte die Handschrift... er ist nicht von Clementine, allein ich wette, er ist von einem Frauenzimmer. Der Brief ist hübsch zusammengelegt, gut gesiegelt, von feinem und weichem Papier... günstige Vorzeichen; aus hundert heraus würde ich an der bloßen Art, wie er gesiegelt ist, den Brief einer Dame von der großen Welt und den einer Grisette unterscheiden: das sei

gesagt, ohne im geringsten diese Frauenzimmer zu beleidigen; man kann sehr hübsch, sehr liebenswürdig sein und doch einen Brief schlecht zusammenlegen.

Ich öffne diesen hier; er ist von hübscher, wiewohl feiner und gedrängter Handschrift. Sehen wir, was man mir schreibt:

„Mein Herr, Sie mögen mein Benehmen originell, seltsam, lächerlich finden; es muß Ihnen so erscheinen: folglich verdient es dieses Loos, ich tadle Sie nicht. Ein Frauenzimmer, und zwar ein junges Frauenzimmer an einen Mann schreiben, den sie nicht kennt! Das ist mehr, als eine Taktlosigkeit; welches weite Feld für einen kaustischen Geist! Da wir indes Alle der Nachsicht bedürfen, so hoffe ich, daß Sie welche für mich haben werden, denn wenn ich einen Fehler begehe, indem ich Ihnen schreibe, sind Sie dann nicht der erste Urheber, Sie, der mir dieses unwiderstehliche Verlangen einflößt, dem ich nachgeben muß? Ja, ich wollte Ihnen schreiben, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Werke liebe, obgleich ich einige Stellen darin tadle, die nicht genug verschleiert sind. Aber Ihr letzter Roman, ach! mein Herr, wie schlecht führt sich Ihre Heldin auf!... Nie, hoffe ich, haben Sie ein Vorbild zu dieser Frau gefunden; dies ist es, was ich gerne wissen möchte. Wenn Sie so gütig wären, mir zu antworten, würden Sie meinen Zweifel in dieser Hinsicht heben. Ich werde nie das Vergnügen haben, Sie zu sprechen, es wäre mir aber sehr angenehm, einen Briefwechsel mit Ihnen zu unterhalten. Wollen Sie es?... ich halte

Sie für zu artig, als daß Sie es abschlagen könnten. Wenn Sie meinem lebhaften Verlangen nach einer Antwort entsprechen, so schreiben Sie an Madame Lenoir, poste restante in Paris."

Dies ist eines jener Billets, mit denen man Leute von Ruf beglückt. Ich untersuche den Brief genau, drehe ihn in meinen Händen hin und her... ein Ambraduft, feines geschnittenes Wappen... nicht ein Schreibfehler! Er kommt von einer feinen Frau, oder will das Ansehen haben, von einer solchen zu kommen. Der Styl ist nicht schlecht, und dadurch läßt man sich immer verführen. Indeß hat Montaigne gesagt: der Styl ist der Mann, und er hat nicht gesagt: der Styl ist die Frau. Warum? wahrscheinlich dachte er, man dürfe den Schriften der Damen weniger trauen; denn die Eine erscheint in ihren Briefen zärtlich, liebevoll, gefühlvoll, und ist kalt, zänkisch, launenhaft in ihrem näheren Umgang; Einige sogar, die Geist, Gemüth auf dem Papier haben, besitzen nicht das Geringste davon in der Unterhaltung; Andere im Gegentheil, deren Briefe trocken und lakonisch sind, haben unter vier Augen eine unerschöpfliche Beredsamkeit. O! Montaigne war ein großer Mann!

Ich, ich sehe die Sachen immer von der guten Seite an, und lasse mich ohne Umstände verführen. Und sollte ich mich abermals täuschen? ich habe den Gedanken, daß die, welche mir dieses Billet geschrieben hat, hübsch, liebenswürdig, geistreich ist... ich kann mir dies überhaupt ebenso gut vorstellen, als

etwas Anderes . . . gewiß, dieser Brief kommt mir von einer reizenden, anbetungswürdigen Frau zu. Dieser Schluß ist nicht durch A+B festgestellt, aber er behagt mir; steht es mir nicht frei, ihn anzunehmen? Ein Schriftsteller leitet die Entwicklung ein, wie er es seiner Intrigue am Angemessensten findet, und mir gefällt es, daß Madame Lenoir eine mit allen Grazien ausgerüstete und mit allen Reizen begabte Frau sei. Ich will ihr antworten . . . Sie sagt, sie werde mich nie sprechen . . . Gewohnheitsformel! . . . Man sagt dies immer in einem ersten Brief, ich aber will damit anfangen, daß ich sie um eine Zusammenkunft bitte.

Ich antworte meiner unbekanntten Dame. Ich kann ihr noch nicht sagen, daß ich sie an bete, weil ich sie nicht kenne, dies hieße gar zu geschwind gehen; allein ich bezeuge ihr meinen Wunsch, ihre Bekanntschaft zu machen, weil es angenehmer sei, zu schwätzen, als einander zu schreiben. Kurz, ich überrede mich, daß ich an eine hübsche Frau schreibe, damit mein Styl einige Farbe erhält. Ich setze den angegebenen Namen darauf und lasse meine Antwort auf die Post werfen.

Zwei Tage vergehen. Ich hatte Madame Lenoir vergessen, als ich einen neuen, diesesmal viel längeren Brief erhalte. Man dankt mir, daß ich geantwortet habe, geht in große Einzelheiten über mehre meiner Werke ein, man würde entzückt sein, mich zu kennen; allein es sei unmöglich, und man schließt mit der Bitte um eine neue Antwort.

Wenn diese Dame glaubt, ich werde meine Zeit mit Briefen an sie verschwenden, so irrt sie sehr. Ich weiß nicht, ob sie Wittwe, Frau oder Fräulein ist, aber ich halte sie für ziemlich originell. Weil es ihr unmöglich ist, mir eine Zusammenkunft zu gewähren, wird es mir unmöglich sein, ihr zu antworten. Es ist Schade, denn ihre Briefe reizen meine Neugierde; sie zankt mich mit zu viel Anmuth, kritisiert mit zu viel Geist, als daß ich böse darüber werden könnte. Sie gesteht mir in ihrem zweiten Briefe, daß der Name Lenoir nicht der ihrige ist, sie hat den ersten besten genommen, damit ich meine Antworten an irgend Jemand adressiren könnte... O! ich dachte es wohl!... allein ich werde nicht mehr antworten.

Zwei Tage später ein neuer Brief, dringender, Liebenswürdiger, als die vorhergehenden. Man bittet wenigstens ein Wort zu antworten, nicht böse zu sein, weil man sich weigert, mich zu sehen; wenn man indeß — wird bemerkt — indem man an mich schrieb, eine Phantasie befriedigen, dem Wunsche, meine Gedanken zu erfahren, genügen wollte, so dürfe man deshalb noch nicht die Unbedachtsamkeit begehen, mir ein Stelldichein zu gewähren.

Alles dies benimmt mir die Hoffnung nicht; ich weiß, was man von so schönen Entschlüssen halten darf, von jenen Versprechen, die man sich selbst in der Stille der Einsamkeit gibt, und die keinem Blick, keiner Bitte, keinem Liebesbrief zu widerstehen vermögen. Ich sehe, daß diese Dame schon angereizt

ist, weil ich ihren zweiten Brief nicht beantwortet habe; eben so wenig werde ich auch diesen beantworten. Ich kenne die Frauen; nicht dadurch, daß man einen großen Eifer zeigt, ihnen zu gefallen, macht man das meiste Glück bei ihnen; sie belohnen die Kühnheit häufiger als die Ergebenheit.

Ich habe nicht geantwortet. Zwei Tage vergehen. Ich erhalte keinen Brief von der Pseudonymen; ich empfinde darüber einen leichten Unmuth, diese Bilette unterhielten mich;... es war der Anfang eines Romans in Briefen, und wiewohl diese Art nicht mehr in der Mode ist, so ist sie doch nicht ohne Verdienst.

Den dritten Tag aber wird mir ein kleines Billet durch meinen Pförtner eingehändigt... Ich empfinde eine freudige Bewegung, wie ich es erhalte... Wie kindisch wir sind!... einen Brief wünschen von Jemand, den man nicht kennt... der sich wahrscheinlich nur über uns lustig machen will!... Was liegt daran? die Hauptsache ist, daß es uns belustigt.

Sehen wir schnell, was man uns schreibt!

„Immer keine Antwort von Ihnen? das ist sehr unartig, mein Herr! Wenn eine Frau bittet, wenn sie inständig eine Zeile begehrt, die ihr sagt, daß man ihre Briefe gut aufgenommen habe, kann man ihr alsdann diese kleine Gunst versagen? Etwa, weil ich nicht einwillige, Sie zu sehen? Aber der Grund davon ist nicht, weil ich keine große Lust dazu hätte... meine Stellung... die Welt... ich habe so Vieles zu befürchten, Rücksichten zu nehmen; Sie sollten dies Alles begreifen, mein Herr, Sie, der Sie so

gut im Innern der Herzen lesen. Nun, seien Sie nicht mehr böse, schreiben Sie mir! es macht mir so viel Vergnügen, wenn ich einen Brief von Ihnen erhalte. Wissen Sie, daß Ihr geringer Eifer, mir zu antworten, mir keine sehr vortheilhafte Idee von Ihrer Galanterie beibringen könnte? Beeilen Sie sich, dieses Vorurtheil zu verscheuchen und sich in meiner Einbildung wieder an die alte Stelle zu setzen."

Ich ergreife die Feder und zeichne folgende lakonische Antwort: „Madame, da ich die Person nicht kenne, welche mir schreibt, so ist es mir wohl erlaubt, mißtrauisch zu sein; Ihre Briefe sind sehr liebenswürdig, allein ich habe weder die Zeit noch die Lust, eine Korrespondenz mit Jemand zu unterhalten, der sich weigert, mir eine Zusammenkunft zu gewähren, und der zu fürchten scheint, er möchte sich bloßstellen, wenn er mit mir spricht. Ich werde daher kein Wort mehr erwidern, ehe ich die Person gesehen habe, die mir schreibt.“

Ich lasse meine Antwort abgehen, und jetzt, Madame, schreiben Sie mir zweimal täglich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich versichere Sie, daß ich Ihnen nicht mehr antworten werde, im Fall Sie nicht auf mein Verlangen eingehen.

Aber mir fällt ein!... wenn diese Briefe von Julien kämen?... sie hätte sie dann durch eine Andere schreiben lassen!... sie hat sie sicherlich ebenso wenig diktirt: denn der Styl hat gar keine Aehnlichkeit mit dem ihrer moralischen Erzählungen. In welcher Absicht hätte mir Julie schreiben lassen?...

um sich auf meine Kosten zu belustigen?... um mich lächerlich zu machen?... es ist möglich... ein Grund weiter, daß ich in Zukunft nicht antworte; ich wäre indeß begierig gewesen, die zu kennen, welche mir schreibt.

Eine Woche vergeht. Man hat mir dreimal geschrieben; die Briefe sind anziehend, es ist Geist, Gefühl, eine Originalität darin, die auf Philosophie hindeutet... Wir haben jetzt viele philosophische Damen! Man bittet mich um Antwort, aber ich bin gepanzert: ich werde Nichts erwidern.

Die folgende Woche kein einziges Billet!... Es scheint aus zu sein; diese Dame hat ihren Entschluß gefaßt; sie hat wohl daran gethan: das ist ein Abenteuer, welches sein Ende nicht erreichte; also nicht so allgemein wie die übrigen. Wenn sie ebenso gut spricht, als sie schreibt, muß sie indeß sehr liebenswürdig sein; doch will ich mir jetzt vorstellen, sie sei entsetzlich, abscheulich, und deßhalb habe sie sich nicht sehen lassen wollen; denn ich gestehe, daß ich mich ein wenig nach den liebenswürdigen Briefchen sehne, welche zu erhalten ich mich so gerne gewöhnte. — Was wird denn aber aus diesem Adolphe?... seit vierzehn Tagen habe ich ihn nicht ein einziges Mal gesehen!

So sprach ich bei mir, als ich durch die Passage de l'Opéra ging. An der Einbiegung auf den Boulevard treten ein Herr und eine Dame Arm in Arm in die Passage, wie ich aus derselben herausging: wir stoßen beinahe aneinander... Darf ich meinen

Augen trauen?... es ist Adolpſch... mit Julien!...  
 O! es iſt wirklich Julie, die ihren Arm um den ſei-  
 nigen geſchlungen hat.

Ich bleibe ganz verwundert ſtehen... es gibt  
 Dinge, die mich immer in Erſtaunen ſetzen, und doch  
 ſoll man, wie irgend ein Weiſer treffend ſagt... in  
 dieſer Welt über nichts erſtaunen. \*

Adolpſch ſchlägt Kopf und Augen nieder; Julie  
 läßt im Gegentheil ein triumphirendes Lächeln ent-  
 ſchlüpfen; ſie ſetzen ihren Weg fort... Gott bewahre  
 mich, daß ich ſie aufhalte!... Gehen Sie, mein  
 armer Adolpſch, gehen Sie mit Julien! Wie habe ich  
 einmal dumm genug ſein können, zu glauben, ich  
 werde über ſie den Sieg davon tragen!

Den andern Tag ſehe ich Adolpſch ſehr frühe kom-  
 men, mit verlegener Miene, nach ſeiner Gewohnheit;  
 er will es aber nicht merken laſſen; er lacht, wie er  
 auf mich zugeht; dieſes Lachen iſt aber nicht natürlich.

„Wohlan! ſagen Sie einmal, Herr Arthur, Sie  
 haben mich geſtern geſehen?... Hum?... nicht wahr,  
 das iſt eine ſaubere Geſchichte? Ich bin ſicher, daß  
 Sie ſehr erſtaunt geweſen ſind, mich... mit Julien  
 zu ſehen. — Ich geſtehe, daß es mich im erſten  
 Augenblick überräſcht hat; als ich aber ein wenig  
 darüber nachdachte, habe ich nichts Außerordentliches  
 daran gefunden. — Ich hoffe, Sie werden nicht glau-  
 ben, ich habe mich wieder mit ihr ausgeſöhnt?...  
 o! was dies betrifft, da hat es keine Gefahr!... —  
 Ich... ich denke nichts mehr über das, was mich

\* Horaz ſagt: Nil admirari!

Anm. d. Uebers.

nicht angeht!... Sie sind Herr Ihrer Handlungen; ich habe Ihnen zuweilen meinen Rath gegeben... weil ich Freundschaft für Sie hatte: Sie haben ihn nie befolgt; künftig werde ich mir nicht mehr erlauben, Ihnen welchen zu ertheilen. — Warum denn aber das?... Sie hätten Unrecht... ich schätze Ihre Freundschaft... Ich will Ihnen sagen, wie es gekommen ist, daß Sie mich mit Julien getroffen haben. — Dies ist unnöthig, Adolphe, ich wiederhole Ihnen, daß Sie mir keine Rechenschaft abzulegen brauchen. — Ich will Ihnen aber ablegen... ich halte darauf, daß Sie nicht glauben, ich sei eine Wetterfahne. Ich kam von den Elysäischen Feldern... ich wollte sogar zu Ihnen gehen, als ich auf dem Boulevard de la Madeleine der Madame Ulysse begegnete. Ich ging an ihr vorüber, nachdem ich ihr einen Blick zugeworfen hatte... oh! einen... niederschmetternden Blick!... wahrscheinlich hatte sie mein Blick bestürzt, denn sie ist mir nachgelaufen und hat mich mit den Worten angehalten: „Mein Herr, es ist nicht erlaubt, ein Frauenzimmer so unhöflich anzusehen;... ich will, daß Sie mir sagen, was Ihnen das Recht gibt, mich so zu fixiren?“ Sie glauben wohl, daß ich anfänglich darüber betroffen gewesen bin! jedoch mich bald wieder fassend, sagte ich ihr... sagte ich ihr... kurz, ich überhäufte sie mit Vorwürfen! Nachdem sie mich ganz ruhig angehört hatte, erwiderte sie: Es schickt sich sehr schlecht, daß man auf dem Boulevard stehen bleibt und schwätzt, führen Sie mich ein Stück Wegs, ich habe ebenfalls mit Ihnen zu

sprechen. Und ohne meine Antwort abzuwarten, nimmt sie mich beim Arm und reißt mich fort. Meiner Treu, ich gestehe Ihnen, daß ich nicht mehr wußte, was ich thun sollte... wider ihren Willen ihr auf dem Boulevard den Arm entziehen... Jedermann hätte auf uns gesehen!... zudem hielt sie mich fest!... ich bin also genöthigt gewesen, sie zu begleiten... und dies ist der Grund, daß Sie uns beisammen getroffen haben."

"Das Alles scheint mir ganz einfach!... Adolphe, haben Sie das letzte Gemälde im Diorama, den Schwarzwald gesehen?... Wie schön es ist!... diese Wirkung des Mondes... dieser Widerschein auf die Bäume?... nicht wahr, die Natur selbst?"

"Ja... ja... es ist die Natur!... es ist prächtig... im Grund ist sie vielleicht nicht so strafbar, als man es Anfangs glauben könnte... Sie verhehlt ihre Fehler nicht, o! sie verbirgt keinen;... was dies betrifft, so muß man ihr sogar die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich eher strafbarer machte als sie wirklich ist!"

"Wer denn? der Schwarzwald?"

"Ich spreche Ihnen von Julien. — Ich aber, ich sprach Ihnen vom Diorama... — Gewiß ich will sie nicht rechtfertigen! doch das ist eine sehr sonderbare Sache, sie hat mich versichert, daß sie mich nie so sehr geliebt habe, als an dem Tag, wo sie mich betrog; begreifen Sie dieses?... — Es gibt ein neues Stück in der komischen Oper, das großen Beifall gefunden hat,... haben Sie es gesehen?"

„Nein, noch nicht... Man sagt, es gäbe so seltsame Frauen!... die... solche Augenblicke... krankhafte Launen... haben, während welcher sie Sachen mit sich machen lassen... die ihnen hernach sehr leid sind... denn mit einem Wort, wir sind nicht von Eisen!... Julie hatte Thränen in den Augen, als sie mit mir sprach... sie hat mir gesagt, daß sie nicht so viel gegessen habe, als ein gebratenes Huhn ausmacht, seit ich sie verlassen habe... haben Sie sie magerer gefunden?“

„Sie hätten bemerken sollen, Adolphy, daß ich mich nicht mehr mit Julien beschäftigen will!... machen Sie mit ihr was Sie wollen! Lieben Sie sie, nehmen Sie sie wieder! nur sprechen Sie mir nicht mehr von ihr! Wäre diese Frau nur kokett, flatterhaft, wie tausend andere, so würde ich der Erste sein, der sie entschuldigte. Ich halte sie aber für schlecht, rachsüchtig... ich habe Sie im Verdacht, daß sie das Unglück einer Person machte, die ich anbeete, und ich kann ihr nicht verzeihen. — Ach nein... wie so denn? — Noch einmal, sprechen Sie mir nicht mehr von Julien!... ich, ich werde nie von dem abweichen, was ich von ihr denke; hierin vereinigen wir uns nicht.“

„Oh!... übrigens... habe ich gar keine Lust... mich mit ihr auszusöhnen; weit entfernt davon!... Allein ich halte sie nicht für so böseartig, als Sie glauben... es ist eine... Unbesonnene... die etwas sagt... und bis Sie die Hand umdrehen, denkt sie nicht mehr daran!... aber daß ich sie lieben... daß

ich sie wieder annehmen könnte . . . ah! zum Beispiel . . . Adieu Herr Arthur! Ich gehe zu meinem Korrespondenten, meine Pension einzunehmen . . . ich werde Sie wieder besuchen. — Adieu Adolph. — Wir wollen von etwas Anderem sprechen."

Er geht fort. Armer Tropf . . . der glaubt, ich lese nicht im Grund seiner Seele! . . . Ich wette, ehe acht Tage vergehen, wird er sich wieder mit Julien ausgesöhnt haben, wenn es nicht schon geschehen ist.

### Viertes Kapitel.

#### Die Passage Bendôme.

Ich wollte gleich hinter Adolph, den ich allein laufen ließ, weil ich nicht ferner von Julien sprechen hören wollte, ebenfalls ausgehen. Meine Pförtnerin übergibt mir einen Brief . . . Er ist von meiner Unbekannten; ich habe die Form, die Handschrift des Briefs erkannt. Ich fühle mein Herz schlagen . . . beinahe eben so stark, als wenn man mir sonst einen Brief von Clementinen gab! Was will man? es ist nicht meine Schuld; allein das vergangene Vergnügen ist so unbedeutend neben dem gegenwärtigen!

Ich gehe schnell wieder in mein Zimmer zurück, um ganz ungestört zu lesen, was man mir schreibt:

„Man muß Ihnen also nachgeben, mein Herr, weil dies das einzige Mittel ist, Ihnen zu gefallen. Nun denn! ich gewähre ihnen das Stelldichein, das Sie so sehr zu wünschen scheinen; aber wo? wann?

Ich hoffe, Sie werden nicht voraussetzen, daß ich zu Ihnen komme; und wie sollen zwei Personen, die einander nie gesehen haben, sich erkennen, wie sich anreden? Soll man sagen: Ich bin es, sind Sie es? Heben Sie diese Schwierigkeiten und ich bin bereit; aber ich sage Ihnen vorher, daß ich nicht allein zu dem Stelldichein, das Sie mir geben, kommen werde."

Ich setze mich an meinen Schreibtisch und antworte:  
 „Schreiben Sie mir den Tag, wo Sie in der Passage Vendôme, oder an irgend einem andern Ort, den Sie wählen, zu einer Ihnen beliebigen Stunde sein können. Halten Sie eine Papierrolle oder ein Buch in Ihrer Hand; beschreiben Sie mir, welches Ihr Anzug und Ihr Kopfsuß sein wird. Ich werde in meiner Hand ein rothseidenes Foulardtuch halten. Mit allen diesen Kennzeichen kann man sich unmöglich irren."

Ich eile, diesen Brief selbst auf die Post zu legen und erwarte die Antwort mit Ungeduld. Ich werde also diese Frau kennen lernen, die so gut schreibt... Ich habe den Sieg davon getragen! sie gibt nach... ich fange an zu denken, daß dieses Abenteuer ausgehen werde, wie alle andern.

Ärgerlich, daß sie nicht allein kommen will! gewöhnlich hat man bei solcherlei Zusammenkünften keinen Dritten nöthig. Wen Teufels will sie denn mitbringen? ihr Mann kann es nicht sein... dies wäre spaßhaft! ah! was habe ich da gesagt? Warum komme ich auch nur auf den Gedanken, es sei eine verheirathete Frau? begehen diese Damen je solche

Uebedachtsamkeiten? geben sie solchen Phantastien nach? Kurz, wir werden diesen Zeugen sehen: er ist ohne Zweifel nicht sehr furchtbar, und wenn ich nicht zu sehr mißfalle, wird man nicht so barbarisch sein und ihn bei einem zweiten Stelldichein mitbringen. Mit einem Wort, ich richte die Sache aufs Allerbeste ein: ich werde eine junge, hübsche, geistreiche Frau finden, welche ich zum Voraus anbete; ich werde ihr gefallen, sie wird sich mir ergeben und wir werden die köstlichste Verbindung anknüpfen, welche das Geheimniß noch anziehender macht! Es setzt vielen Enttäuschungen aus, wenn man Alles rosenfarben sieht; allein es macht eine Zeitlang glücklich, und dies gleicht die Sache aus.

Ich warte mit Ungeduld auf eine Antwort meiner Unbekannten; ich schmeichle mir, daß es der letzte Brief sein wird, den ich von ihr erhalte, ehe ich sie sehe: sie läßt nicht auf sich warten; sie schreibt nur die Worte:

„Ich werde morgen Mittag um zwölf Uhr in der Passage Vendôme sein; meine Schwester wird mich begleiten. Wir werden beide die gleiche Toilette haben: italienischen Strohhut, weiße Bänder, weißes Kleid, rothen Shawl. Ich, ich werde eine Musikrolle in der Hand halten. Seien Sie pünktlich; lassen Sie zwei Damen nicht warten!“

Ich werde mich hüten, sie warten zu lassen! ich werde vor der bestimmten Stunde auf dem Plage sein. Es ist mir sehr lieb, zu wissen, daß es eine Schwester ist, welche meine Unbekannte begleiten wird.

Eine Schwester hat nichts Erschreckendes, ganz im Gegentheil; und wenn sie hübsch ist, kann dies das Abenteuer sogar noch sentimentaler machen... Was suche ich, im Ganzen genommen? Einige Szenen, einige Sittengemälde zu einem Kapitel.

Der Tag ist erschienen. Ich mache meine Toilette, und lache während dem Ankleiden vor mich hin, denn je näher der Augenblick kommt, um so stärker drängt sich mir der Gedanke auf, daß ich in meinen Hoffnungen völlig getäuscht werden kann. Ich finde vielleicht zwei lächerliche alte Weiber... was liegt daran! ich werde der Erste sein, der über das Abenteuer lacht. Wir wollen uns in die Passage Vendôme begeben!

Ich ergreife diese Gelegenheit, die Passage Vendôme allen Denjenigen zu empfehlen, welche verliebte Stelldichein zu geben haben. Die Passage Vendôme ist um so bequemer, als beinahe Niemand dort vorübergeht; man ist da wie zu Hause; ganz verschieden von jenen Passagen, wo die Menge sich drängt, wo junge Leute spazieren gehen, um die Ladensjungfern anzusehen, wo Fremde sich Zusammenkünfte geben, wo die Damen ihre Einkäufe machen; während die meisten der übrigen Passagen ohne Unterlaß von den Tritten der Fußgänger wiedertönen, ist die Passage Vendôme still und ruhig; vom Boulevard du Temple in die Straße Vendôme führend, gleicht sie an Belebtheit kaum einer Straße von Versailles: diese Passage sieht unter ihrem Fensterdache selten mehr, als sechs Personen auf einmal. Die jungen

Leute finden sich hier nicht ein, um in die Läden zu schauen, weil die Hälfte derselben nicht vermietet ist. So wie man in diese Passage tritt, kann man augenblicklich sehen, ob die Person, die man sucht, angekommen ist. Wenn man dort spazieren geht, wird man von den Vorübergehenden nicht mit Ellenbogenstößen versehen; man tritt einem weder auf die Zehen, noch auf den Absatz. Einige hin und her gehende höchst friedliche Bewohner des Marais erlauben sich nicht, Jemand mit jenem boshaften und neugierigen Ausdruck anzusehen, der eine Dame in Verlegenheit setzt; will man endlich stehen bleiben, ein wenig umherschlendern, so gibt es dort einen Karikaturenhändler; ich glaube, es gibt sogar eine Puzhändlerin dort, doch kann ich dies nicht versichern. Ich wiederhole, es ist ein köstlicher Ort für verliebte Stelldichein.

Uebrigens kann ich nicht versichern, ob es immer so sein wird. Diese Passage wird vielleicht eines Tages ebenso glänzend, wie die des Panoramas, ebenso bevölkert wie das Véro-Dodat; die guten Leute sagen, Paris sei nicht in einem Tage gemacht worden. Gehet also hin, so lange noch Niemand dort ist!

Ich wäre nun angekommen. Vom Boulevard aus habe ich einen Blick hineingeworfen; für den Augenblick ist im Innern nur der Hüter, ein guter alter Mann, und eine Köchin; allein es ist noch nicht Zeit, ich habe ein wenig früher ankommen wollen; man muß eine Dame nie warten lassen . . . und ich erwarte deren zwei; ich würde aber lieber nur eine erwarten.

Ich gehe auf dem Boulevard spazieren; ich habe noch Zeit, die Passage zu sehen, ich kenne sie auswendig. Da ich nicht weiß, von welcher Seite man herkommen wird, kann ich den Damen nicht entgegengehen; warten wir! Fünf Minuten verstreichen, dann fünf weitere, die Stunde ist gekommen, und ich sehe die Damen nicht; wäre ich vielleicht vergeblich hergelaufen? Aus Verzweiflung mache ich einen Gang durch die Passage.

Ich sehe . . . ich weiß nicht was! ich thue, als sehe ich umher, ich habe ein Auge auf den Eingang vom Boulevard, ein anderes auf den von der Straße Vendôme her, was den Leser auf die Vermuthung führen muß, daß ich schiele. Ich bitte ihn, zu glauben, daß dies nur metaphorisch zu nehmen ist.

Bald da, bald dort zeigt sich eine Dame; . . . sie ist aber allein, und ich muß zwei haben. Ich untersuche indeß genau, denn man könnte auch andern Sinnes geworden sein. Nein doch; . . . unmöglich! . . . D! . . . zwei Damen kommen so eben aus der Straße Vendôme hervor . . . Mein Herz klopft . . . ich eile nach jener Seite, denn da ich ein sehr kurzes Gesicht habe, muß ich ganz nahe bei den Personen sein, wenn ich ihre Züge gut unterscheiden will, was mich schon mehre Male seltsame Mißgriffe begehen ließ.

Ich bin bei diesen beiden Damen . . . Ach! mein Gott! das ist gewiß eine ehrsame Rentnerin von siebenzig Jahren, die sich von ihrer alten Dienerin führen läßt, welche letztere mit Stolz zwei Meerbechte an einem Strohwisch hängen hat und eine Gans halb

in ein Fragment des Moniteur eingewickelt trägt. Die gute Frau gibt heute wahrscheinlich ein Essen und hat ihre Köchin auf den Markt begleiten wollen.

Ich lasse die ehrwürdigen Antiquitäten an mir vorübergehen. Ich drehe mich etwas ärgerlich um... Ich befinde mich vor Herr Lubin... ich will vorbei und mich stellen, als sehe ich ihn nicht; aber der Gelehrte hat mich erkannt und hält mich an.

„Ah! mein Herr, ich bin entzückt, daß ich das Vergnügen habe, Sie zu treffen. — Ich ebenfalls, mein Herr. Ich habe die Ehre zu... — Mein Herr, ich mußte Sie sehen... Sie sprechen... Sie um Ihren Rath bitten, es ist hinsichtlich meines Chaos, das ich beständig im Kopfe habe... ich bin auf den Gedanken gekommen, eine Reiter-Pantomime für Franconi daraus zu machen: ich habe mit einigen Stallmeistern dieses Theaters darüber gesprochen; sie sagten mir, daß es wirklich sehr hübsch wäre, wenn man die Winde zu Pferd ankommen sähe... — Herr Lubin, es thut mir leid, daß ich Sie in diesem Augenblick nicht anhören kann, allein ich habe Eile.“

Ich habe Damen auf der Seite des Boulevard erblickt, und es verlangt mich, diese unerträgliche Person los zu werden, aber er hängt sich an mich, mir zurend „Mein Herr, es ist mir noch lieber, in Ihre Wohnung zu gehen, aber Ihre Pförtnerin sagt mir immer, sie seien nicht zu Hause...“ —

„Verzeihen Sie, Herr Lubin, kommen Sie... ich werde in Kurzem dort sein.“ — Ich müßte krank werden, wenn ich diesen Besuch versäumen sollte.

Ich habe gesagt: in Kurzem, um mich dieses Menschen zu entledigen. Endlich läßt er mich frei! Sehen wir diese Damen!... es sind zwei, die einander den Arm geben... Gehen wir näher!... weißes Kleid... Strohhut... beide gleich angezogen... O! sie sind es!... ich wage nicht mehr, so schnell zu gehen... ich wünsche und fürchte, zu sehen... doch ist dies der Augenblick des Schauens; sie haben mich noch nicht erblickt.

Himmel! was habe ich gesehen!... ein entsetzliches Gesicht! eine unförmliche Nase, Augen, welche man kaum wahrnimmt, so klein und tief liegend sind sie, einen unangenehmen Mund, schwarze Zähne, gelbe, fahle Gesichtsfarbe; ich kann nicht sagen, daß das Ganze etwas Gewöhnliches sei: es ist so häßlich, daß es ausgezeichnet wird; aber es ist entsetzlich häßlich!

In meinem Schmerz wage ich die andere Dame nicht anzusehen... man muß indeß Alles sehen... Ah! welcher Gegensatz! Ich bleibe ergriffen, entzückt, bezaubernd stehen! Man stelle sich ebenso schöne, ebenso verführerische Züge vor, als die der Andern zurückstoßend und häßlich sind. Ein griechisches Profil, ein Mund... Zähne... Alles vollkommen!... und braune Augen, so schön, so groß, so boshaft! pechschwarze Haare, gutgeformte Augenwimper, kurz eine anbetungswürdige Frau, — eine Frau, welche man nicht vorübergehen sehen könnte, ohne noch einmal nach ihr zurückzublicken, ohne an sie zu denken, ohne von ihr zu träumen! Sie steht weit über Allem, was mir die Einbildungskraft vorgespiegelt hatte, und

dabei höchstens fünf und zwanzig Jahre, die Andere ist auch jung, dies ist mir aber sehr gleichgültig.

Plötzlich macht mich ein Gedanke erbeben: welche von beiden hat die Musikrolle in der Hand? Ach ich athme wieder... es ist die schöne Frau. O! es konnte nur sie sein; wenn man so häßlich ist, wie die Andere, so wäre es eine Verrätherei, ein Stellbischein zu geben.

Diese Damen haben mich gesehen, sie zischeln, scheinen verwirrt... der Anfang einer solchen Unterredung setzt immer ein wenig in Verlegenheit. Ich selbst, ob ich gleich ziemlich in Übung bin, weiß nicht mehr just, wie ich diese Damen anreden soll. Indes darf ich sie nicht in dieser Lage lassen: es ist nicht an ihnen, zuerst mit mir zu sprechen... gewöhnlich hat man aber nur mit Einer Dame zu thun... da geht es besser.

Ich trete linksch näher, und mich, wie sich gebührt, an die wendend, welche die Musikrolle hält, stottere ich:

„Ich erwartete Sie, Madame; denn ich denke, Sie sind es... die... welche...“

Ich weiß nicht mehr, wie ich zu Ende kommen soll, deßhalb endige ich nicht. Dem Gebrauch gemäß, antwortet man mir aber sogleich:

„Ah! Sie sind Herr Arthur? — Ja, Madame. — Wir möchten nicht gerne in dieser Passage bleiben... — Kommen Sie, wir treten irgendwo ein... Im türkischen Garten? dort kann man plaudern, ausruhen, ohne daß man gestört wird. — O! nein...“

Ich will nirgends eintreten. Wir gehen ein wenig auf dem Boulevard spazieren, wenn Sie wollen? — Alles, was Sie wollen, Madame; werden Sie meinen Arm annehmen? — Nein, es ist nicht nothwendig; man kann sehr gut spazieren gehen, ohne daß man einander den Arm gibt; zudem habe ich den meiner Schwester. — Ach ja... das eben freut mich nicht besonders!“

Ich habe die letzten Worte mit halblauter Stimme gesagt, allein so, daß ich von der schönen Dame gehört werden kann, welche lächelt, ihre Schwester ansieht, und leise mit ihr spricht; hierauf schlagen sie den Weg nach den Boulevards ein, indem sie gegen den Platz Saint-Antoine zugehen.

Ich gehe neben den Damen her; ich blicke sie von der Seite an: sie thun das Gleiche. Einige Minuten lang gehen wir so, ohne etwas zu sprechen. Es ist wohl der Mühe werth, eine Person so sehr zu bitten, daß sie uns ein Stelldichein gewährt, um dabei so wenig liebenswürdig zu sein!... Dies denkt sie ohne Zweifel. Geduld! es wird interessanter werden.

Man ist im Anfang bei solchen Zusammenkünften immer sehr dumm; wenigstens bringt es diese Wirkung auf mich hervor; glücklicherweise ist man nicht gezwungen, in demselben Zustand zu beharren. Zuerst betrachtet man einander genau, dies ist natürlich. Ich finde diese Dame reizend, aber mit etwas anspruchsvoller, sogar ein wenig dummziererischer Miene; und unter solchen Umständen erscheint mir dies

lächerlich. Wenn man in seinen Briefen Freimüthigkeit, Ungezwungenheit, ein Sich-Gehenlassen zeigt: warum ist man nicht ebenso in der Unterredung? Diese Dame hat vielleicht gedacht, ich werde, weil sie mir diese Zusammenkunft gewährte, eine schlechte Meinung von ihr fassen, und um mir dieselbe zu benehmen, affectirt sie eine Verschlossenheit, eine Zurückhaltung, die anzuzeigen scheinen, daß ich jede strafbare Hoffnung aufgeben muß.

Allein die vornehmen Mienen schüchtern mich nicht ein; ich weiß, daß sie nichts beweisen. Wenn man überdies einem Manne, den man nicht kannte, zuerst geschrieben hat, ihm hierauf ein Stelldichein gibt, wiewohl dies nur aus dem Beweggrund gewöhnlicher Neugierde sein kann, und man nicht die Absicht hat, ein innigeres Band zu knüpfen: so ist man nicht im Fall, die Leute vom hohen Standpunkt herab anzureden, und selbst die unbedeutendsten Worte abzuwägen.

Je mehr die Leute Förmlichkeiten an den Tag legen, je weniger Umstände mache ich mit ihnen. Ich habe auch eine unglückliche Gewohnheit, die mir schon in der Vorstellung mancher Damen geschadet hat.

Ich sänge, oder besser gesagt, ich trillere unaufhörlich vor mich hin: es geschieht, ohne daß ich daran denke, sogar ohne daß ich es weiß; denn es ist mir schon begegnet, daß ich heftige Widerwärtigkeiten, tiefen Kummer empfand, und dies mich nicht hinderte, während ich seufzte, zu singen. Man stelle sich aber vor, eine Person erzähle mir Etwas und höre mich,

während sie spricht, ein Lied oder einen Contretanz trillern! Das ist sehr unartig, ich fühle es wohl. Ich habe schon hundertmal geschworen, daß es mir nicht mehr vorkommen soll; ich werde diese verfluchte Gewohnheit ablegen, aber:

Verjagt das Angeborne!

Im Trab kommt es zurück.

Ich danke dieser Dame für die verbindliche Art, womit sie mir über meine Werke geschrieben hat; dies ist ein Mittel, das Gespräch einzuleiten. Sie antwortet mir; es führt aber nicht weit; die Unterhaltung geräth jeden Augenblick ins Stocken. Wir haben beide ein gezwungenes Benehmen. Ich wünschte, es möchte sich beleben... diese Dame schickt sich nicht dazu an. Ich weiß wohl, daß, wenn man einander zum ersten Mal sieht, man nicht gleich wie alte Bekannte sein kann... Jammer schade! Wie viel Zeit verliert man damit, daß man diplomatisirt, statt daß man sich so zeigt, wie man ist... Es ist wahr, viele Leute würden nicht dabei gewinnen.

Plötzlich brechen die Damen in ein Lachen aus. Es scheint mir indeß, daß wir gerade nichts sprachen. Wer kann also diese Heiterkeit hervorrufen? Ach! ich errathe: es ist meine verdammte Gewohnheit... ich sang wieder zwischen den Zähnen, ohne es wahrzunehmen.

„Es scheint, Sie singen sehr gerne, mein Herr?“ sagt die hübsche Frau zu mir, wobei sie mit spöttischer Miene lächelt.

„Ach! Madame, ich bitte Sie tausendmal um

Verzeihung, es geschieht, ohne daß ich daran denke. Ich gebe zu, es ist sehr lächerlich. — Sie denken also, es sei Ihnen erlaubt, etwas Lächerliches an sich zu haben? — Nein, Madame, ich sehe nicht, warum es mir mehr erlaubt sein sollte, als Andern! Sehen Sie, in diesem Augenblick denke ich, daß Sie wohl ohne Ihre Schwester hätten kommen sollen! — Warum dieses? Es scheint mir, daß meine Schwester Sie nicht am Sprechen hindert? — Ich begreife, Madame, daß dies Ihnen nichts ausmacht; mich aber, ich gestehe es, hindert es sehr. Da Sie jedoch eine hinlänglich gute Meinung von mir hatten, mir eine Zusammenkunft zu gewähren: mußten Sie dann dieses Hinderniß dabei haben? konnten Sie nicht allein kommen? dies hätte ein vollkommenes Vertrauen in mich an den Tag gelegt, und ich würde dasselbe nicht mißbraucht haben. — Es ist möglich; allein ich gehe nie ohne meine Schwester irgendwohin. — Nie? — Nein, mein Herr!“

Das ist ein sehr langes Nie! Ich fange an, nicht sehr befriedigt zu sein. Ob diese Dame glaubt, ich werde mich damit begnügen, die Boulevards neben ihr und ihrer Schwester auszumessen? Diese Dame ist sehr hübsch; ich muß aber die Worte aus ihr herausziehen.

Die Schwester hat einige Worte gesprochen, ich bin nicht ärgerlich, daß sie spricht, dies wird unser Gespräch, das sich gar nicht belebt, im Gang erhalten. Es ist Schade, daß sie so häßlich ist, diese arme Frau oder Fräulein, denn ihre Stimme ist

sanft, wie die ihrer Schwester: es ist durchaus der nämliche Klang, aber welches abscheuliche Gesicht!

Wir sind am Ende der Boulevards auf dem Elephantenplatz angekommen. Die Schwester hat ein wenig gesprochen. Ich wünschte, es möchte mir gelingen, diese Damen zum Lachen zu bringen, weil die Heiterkeit das Formenwesen am schnellsten verbannt. Ich muß aber vor Allem suchen, derjenigen, neben welcher ich gehe, einige leise Worte zuzusüstern.

„Kann ich Sie denn nur auf dem Boulevard sprechen? — Es scheint mir, daß man hier sehr gut plaudern kann. — Werde ich Sie nicht wiedersehen? — Vielleicht!... ich kann Ihnen nichts versprechen. — Aber allein? — O nein! ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht allein ausgehe. Ich bin unter Vormundschaft. — Dies ist ein Scherz! eine Frau thut immer was sie will, und wenn Sie nur wollten... — Wozu wäre es aber gut?...“

Unerträglich! da kommt die Schwester und unterbricht uns, um ich weiß nicht von was zu sprechen. Diese häßliche Frage ist schrecklich neugierig.

Nach Verlauf von einigen Minuten fahre ich ganz leise fort: „Wohnen Sie in diesem Viertel? — Ich kann es Ihnen nicht sagen. — Sind Sie verheirathet? — Es ist möglich. — Daß Sie mir Nichts sagen von dem, was Sie betrifft, darüber habe ich nicht das Recht mich zu beklagen; daß Sie mir aber einen Augenblick unter vier Augen verweigern... mir scheint, daß ich nach den reizenden Briefen, welche Sie mir geschrieben, mehr hoffen konnte?...“

Sie antwortet nicht; sie begnügt sich, zu lachen. Wir sind wieder auf dem nämlichen Weg umgekehrt. Meiner Treu, wenn sie am Ende glaubt, ich werde ihr den Hof nach Art der alten Ritter machen, und mich begnügen, ihr nach einer Bekanntschaft von einem Jahre die Spitze des Fingers zu drücken, so irrt sie sich gewaltig. Ich finde das Leben zu kurz, um die Verhältnisse auf diese Art nachzuschleppen. Ich fasse aber schnell einen Entschluß, und weil man nicht will, daß ich von Liebe spreche, so werden wir von etwas Anderem reden.

Nachdem ich diesen Entschluß einmal gefaßt habe, weiß ich nicht, wie es zugeht, allein die Unterhaltung wird lebhafter. Ich spreche, was mir in den Kopf kommt: es ist sonderbar, wie viel leichter man liebenswürdig wird, wenn man nicht sucht, es zu sein! Die schöne Frau lacht, die Schwester desgleichen; seit einigen Minuten plaudern, scherzen wir wie alte Bekannte und fangen an, sehr gut zusammen zu stehen, als man sich trennen muß.

Die Schwester sagt zuerst: „Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, Adele; wiewohl man bei dem Herrn keine Langweile hat, muß man doch aufbrechen.“

Adele! . . . ich weiß, daß sie Adele heißt: dies ist immerhin Etwas. „Schon gehen?“ sage ich.

„Ja, und außerdem fordern wir Ihr Ehrentwort, daß Sie uns nicht folgen . . .“

„Ich gebe es Ihnen, Madame; werde ich für so viel Folgsamkeit nicht auch etwas erhalten? — Und was wünschen Sie? — Sie errathen es wohl! Sie

wiederzusehen: das ist ein Wunsch, den man nothwendig hegen muß, wenn man einmal dieses Glück gehabt hat. — Dies sagen Sie mir aus reiner Galanterie! — Nein, ich versichere Sie, daß ich nicht galant bin, und wenn ich es nicht wirklich dächte, so sehe ich nicht ein, was mich veranlassen sollte, es Ihnen zu sagen.“

Die Damen sprechen einen Augenblick ganz leise, bald sagt die reizende Adele zu mir: „Wir werden übermorgen ins Theater de la Porte-Saint-Martin gehen, wenn Sie dort hinkommen wollen, werden wir in einer Loge sein und nichts hindert Sie, Ihren Platz bei uns zu nehmen, wenn Ihnen dies angenehm ist. — O! Sie zweifeln nicht daran, Madamel! — Nun gut, auf Wiedersehen alsdann... Aber folgen Sie uns nicht! — Ich habe es Ihnen versprochen, und warum sollte ich es thun? Ich will Ihre Bekanntschaft nur Ihrem eigenen Willen verdanken.“

Die Damen entfernen sich durch eine Seitenstraße. Ich bleibe noch einige Zeit auf dem Boulevard stehen, über unser Zusammentreffen nachsinnend. Diese Adele ist sehr hübsch. Es ist ärgerlich, daß sie nicht eben so gut spricht, als sie schreibt; man muß aber nicht nach einer ersten Unterredung urtheilen. Ich hatte nicht auf ein reizenderes Gesicht gehofft, aber ich gestehe, daß ich auf mehr Gefühl, mehr Erregbarkeit, auf etwas Originelleres in ihrem Geist, in ihren Gedanken gehofft habe... ich hätte selbst ein wenig Melancholie in dem Klang ihrer Stimme gewünscht. Statt dessen lacht diese Dame und zeigt

prächtige Zähne. In ihrer Heiterkeit liegt etwas Spöttisches, und in ihren Augen nichts, das jene Neigung für mich offenbarte, welche ihre Briefe mir zu gestehen scheinen. Ich wage noch nicht, mir zu schmeicheln, daß dieses Abenteuer eine Liebesgunst für mich enthalten werde. Und dann kann ich sehr leicht dieser Dame nicht gefallen. Nach den Werken, die uns entzückt haben, stellt man sich den Verfasser so vor, wie man ihn wünschte... und wenn man ihn sieht, ist es nicht mehr die Person, die man gewollt hatte! Verlieren wir indeß nicht alle Hoffnung, man hat mir ein zweites Rendezvous gegeben!

Ich mache verschiedene Gänge, gehe zum Mittagessen, trete Abends in mehren Theatern ein, dann ins Kaffeehaus, und komme endlich erst, nachdem Mitternacht vorüber ist, in mein Haus; man tritt sich in der Loge meiner Pförtnerin. Es ist Herr Lubin, den man nöthigen wollte, fortzugehen, und der darauf bestand, da zu bleiben und mich zu erwarten.

Als mich der Nachkomme der schönen Féronnière sah, rief er aus: „Ist es nicht wahr, mein Herr, daß Sie mir einen Besuch in Bälde bewilligt hatten, daß ich Sie erwarten mußte. — Ei! mein Herr, werden Sie mich nie in Ruhe lassen? Bin ich denn gezwungen, Ihre hohlen Träume, ihre Machwerke anzuhören?... gibt es ein Gesetz, das einen Bürger nöthigt, seine Zeit zu verlieren, weil es einem Andern gefällt, ihn zu belästigen? Ich kann weder, noch will ich Etwas mit ihren Manuscripten anfan-

gen; folgen Sie mir daher, Herr Rubin, machen Sie keine vergeblichen Gänge mehr zu mir!"

Mit diesen Worten gehe ich meine Treppe hinauf. Ich mußte es über mich gewinnen, so mit diesem Manne zu sprechen; im Ganzen können aber die Leute, welche arbeiten, nicht immer zur Verfügung jener überlästigen Personen stehen, welche die Hartnäckigkeit, mit der sie Erbärmlichkeiten auf das Papier niederschreiben, für einen natürlichen Ruf halten, und ich habe den Herrn Rubin übersatt.

Dieser Herr steht ganz betroffen da über meinen plötzlichen Ausfall. Ich höre ihn nicht murmeln, daß es ihm recht sei; allein er nimmt seinen Weg gegen das Hofthor, indem er ausruft: „Ich hätte nie gedacht, daß man sich so unter Mitbrüdern benehmen würde!“

Und mein Pförtner beeifert sich, das Hofthor hinter ihm zuzuschließen, indem er ausruft: „Geh nur! mit deinem Chaos... alter Dintenkleckser!... thäte er nicht besser, seine Ellbogen zu flicken?... geh, du wirst nie so viel Verstand haben als mein Papagei!...“

---

## Fünftes Kapitel.

Ein Tag.

Es liegt ein ganzer Tag zwischen dem, der mich der verführerischen Adule näher bringen soll; wie lang scheint die Zeit, welche uns von einer Begebenheit trennt, nach welcher sich alle unsere Gedanken

hinrichten! wir möchten gerne tausend Mittel finden, sie abzukürzen!... Arme Narren, die wir sind!... Wir beklagen uns manchmal über die kurze Dauer des menschlichen Lebens, und auf sechzig Jahren, die wir gelebt haben, kommen immer wenigstens dreißig, die wir weniger existirt haben würden, wenn der Himmel unsern beständigen Wunsch, älter zu sein, um bald jenes angestrebte Glück zu erreichen, erhört hätte.

Jedermann aber, der den Künsten obliegt, kann die Länge der Zeit leicht betrügen: Nehmet eine Feder, einen Pinsel, oder setzt euch vor ein Piano! Dies sind die besten Zerstreungen; sie verkürzen die Stunden am meisten... Gewiß, mein Vater hatte Unrecht, daß er mich hindern wollte, Künstler zu werden.

Ich habe gearbeitet und mein Tag ist herumgegangen. Abends, im Augenblick, wo ich ausgehen will, klingelt man bei mir... wenn es nur nicht Herr Rubin ist!... o nein! ich habe ihn hoffentlich vom Halse.

Ich öffne... eine Frau mit einem großen Schleier über dem Hut tritt ein und wirft sich in meine Arme, ehe ich Zeit gehabt habe, sie genauer zu betrachten... Es ist Clementine!

Arme Clementine! ich bin so überrascht, sie zu sehen... ich erwarte sie so wenig... ich bleibe ganz betroffen... ich führe sie indeß in mein Zimmer; sie drückt mich aufs Neue in ihre Arme mit dem Ausruf:

„Ich sehe Dich also wieder!... ich kann Dich wieder küssen... Ach, mein Freund! wie lange ist

es!... weißt Du, daß es nun vier Monate sind, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe... Ach! wie lang ist mir diese Zeit vorgekommen!... Und Du, Arthur, ach! sage mir doch, ob Du auch an mich gedacht hast?"

„Liebe Clementine!... ja, gewiß, ich habe an Dich gedacht!... aber ich erwartete kaum... das Vergnügen, Dich heute Abend zu sehen!“

„Du erwartetest mich nicht mehr!... Du dachtest also, es sei aus, ich werde nie wieder kommen... ich habe mich in mein Schicksal ergeben... es war Dir vielleicht sehr lieb?“

„Ach! Clementine!... nein... aber ich will sagen, daß mich Dein letzter Brief sehr betrübt hat... er ließ mir so wenig Hoffnung...“

„Mein Freund, wenn eine Frau Etwas ernstlich will, so gibt es keine Hindernisse, die sie nicht zu überwinden vermöchte. Ich bin beaufsichtigt, ausspionirt, bewacht, dies ist wahr... Ich habe lange warten müssen, ehe ich eine Gelegenheit gefunden habe, den Argusaugen, die mich umgeben, zu entkommen; aber ich sagte immer bei mir selbst: sie mögen thun, was sie wollen, ich werde ihn wiedersehen!... und hätte ich ohne diese Hoffnung das traurige Dasein ertragen können, zu dem man mich verdammt?... O nein!... es wäre besser, ich stürbe... denn nur Du fesselst mich an das Leben... ich habe kein Kind, das mich liebkost, das mich tröstet und auf das ich meine Zärtlichkeit übertragen könnte... Ach! es ist nur zu wahr, Arthur! wenn Du aufhörtest, mich zu

Lieben, würde ich den Tod als eine Wohlthat betrachten!"

Arme Frau! Thränen entströmten ihren Augen! ich beeile mich, dieselben zu trocknen, sie zu umarmen, ihr neue Beweise meiner Liebe zu geben. Denn ich liebe diese theure Clementine fortwährend, o! ja ich liebe sie sehr... indeß... zuweilen... wider Willen... geht mir der morgige Abend im Kopf herum... aber Clementine wird dies nicht erfahren!... sie kann es nicht vermuthen!

Clementine hat aufgehört, Thränen zu vergießen; die wenigstens, welche ihre Augen noch beneßen, sind nur von Liebe und Lust erzeugt. Sie hält eine meiner Hände in den ihrigen und drückt sie zärtlich, indem sie mehrmals wiederholt: „Arthur, wie glücklich bin ich, daß ich mich wieder bei Dir befinde!... theilst Du aber auch mein Glück?“

„Kannst Du mich dieses fragen!... Theile mir doch mit, wie Du Dich diesen Abend freigemacht hast; denn Dein letzter Brief kündigte mir an, daß man Dich nicht mehr allein ausgehen lassen wolle.“

„O! ja... Seit ich Dich nicht gesehen, bin ich sehr unglücklich gewesen; Herr Moncarville hat einen Brief erhalten, in welchem man ihm aufs Bestimmteste sagt, Du seiest mein Geliebter... er hat mir diesen Brief nicht zeigen wollen... ich weiß nicht, von wem er kommt... er kann nur von jener Frau sein, die ich bei Dir getroffen habe... ach! diese Frau muß sehr bössartig sein... oder sehr eifersüchtig auf mich... und dann... ist sie Deine Geliebte gewesen.“

„Ich versichere Dich, daß mir diese Frau gar nichts ist... — Jetzt vielleicht!... aber... kurz, seit Herr Moncarville diesen Brief erhalten hat, ist er hundertmal zänkischer mit mir. Jeden Augenblick, den ganzen Tag hindurch, stößt er Klagen... Scheltworte aus... er wirft mir vor, daß er mich geheirathet hat... und Du weißt, Arthur, ob ich diese Verbindung wünschte? Einen ganzen Monat lang hat man mich nicht aus den Augen verloren, ich konnte nicht ohne ihn ausgehen, und bin lieber zu Hause geblieben; später hat man mir erlaubt, Luft zu schöpfen, jedoch in Begleitung einer alten Frau, Anverwandtin des Herrn Moncarville; heute endlich, heute erst hat Herr Moncarville außer dem Hause gespeist, und seine alte Base, die sich unwohl befand, sich ins Bett gelegt. So wie ich mich frei gesehen, habe ich an Dich gedacht und bin hergerannt; die Gefahr aller möglichen Folgen verachtend; denn wenn man meinen Schritt erführe! o! ich wäre verloren!... Herr Moncarville will mich einsperren lassen, mich fortjagen... mich verklagen... was weiß ich? allein ich troße dem Allem... ich konnte nicht mehr leben, ohne Dich zu sehen...“

„Wenn ich Dich nicht zu Hause gefunden hätte, wäre ich sehr unglücklich gewesen... ich glaube, daß ich mich auf Deine Thürschwelle niedergesetzt, daß ich dort Deine Rückkunft erwartet hätte... wenn Du aber mit einer Andern zurückgekommen wärest... wenn Du mich nicht mehr liebtest!... zuweilen kam dieser Gedanke vor meinen Geist; ich stieß ihn mit Entsetzen

von mir . . . O! doch, Du liebst mich noch, nicht wahr? Du denkst nicht an Andere? Aber mein Gott! wie zerstreut, wie verwirrt siehst Du aus! Ich glaube, Du hörst mich kaum . . . — Ich schwöre Dir, daß ich im Gegentheil nicht ein Wort von Deiner Erzählung verloren habe! — Ah! es ist sonderbar . . . Du sagst mir das mit einer Miene . . . verzeih mir diese Befürchtungen, die ohne Zweifel ungerecht sind; der Kummer macht nicht liebenswürdig . . . ich langweile Dich vielleicht . . . — Welcher Einfall! es ist sehr böse, daß Du mir dieses sagst! — Und Du, was hast Du gethan, seit ich Dich nicht gesehen habe . . . laß hören! Du erzähltest mir ehemals Alles . . . — Ich habe nichts gethan, das erzählt zu werden verdient. — Und Dein Vater? — Seit jenem Duell, das er verhinderte, habe ich ihn nicht wieder gesehen . . . ich habe nicht mehr von ihm sprechen hören . . . — Welch seltsamer Mensch! . . . Dich nicht zu lieben . . . Dich, seinen Sohn! . . . — Ich bin nur noch ein Fremder für ihn! — Und Dein Freund Adolph? . . . — Ich sehe ihn sehr selten. — Und jene Frau . . . seine Geliebte? . . . — Ich glaube, er hat sie aufgegeben . . . ich, ich habe sie nicht wieder gesehen!“

Clementine sieht mich an und schweigt. Sie läßt häufig ihre Augen umherlaufen, dann haften sie von Neuem auf mir; ihre Stirne umwölkt sich, ihr Gesicht wird finster; sie seufzt. Ich möchte das Schweigen brechen, das wir seit einer Weile beobachten; allein ich fühle mich verlegen, ich weiß nicht, was ich

sagen soll . . . es scheint mir, Clementine liest im Grund meiner Seele, sie sieht, was in meinem Herzen vorgeht, und dies hindert mich am Sprechen.

„Mein Gott! . . . Alles kommt mir hier verändert vor!“ ruft Clementine nach einer Weile aus.

„Verändert? . . . aber Du irrst Dich . . . es ist Alles wie ehemals . . .“

„O! nein . . . nein . . . es ist nicht mehr Alles wie ehemals! — Ich habe indeß keine Veränderung in meinem Zimmer vorgenommen . . . ah! das heißt . . . meine Bibliothek ist vergrößert . . . ich habe einen Schrank weggenommen, der da stand . . . dies hattest Du ohne Zweifel nicht gesehen.“

Clementine läßt einen bitteren Seufzer ent schlüpfen und antwortet nicht. Meine Standuhr schlägt acht Uhr: ich rufe unbesonnenerweise aus: „Acht Uhr! . . . ah! ich glaubte, es sei schon viel später! . . .“

Clementine steht plötzlich auf und geht nach ihrem Hut und Shawl.

„Sie wollen gehen?“ frage ich auf sie zu eilend. — Ja . . . ich gehe fort . . . es ist wohl Zeit . . . — Fürchten Sie, man möchte bald nach Hause kommen? — Ich fürchte . . . Vieles! . . . ich muß gehen . . . guten Abend . . . — Ei nun! . . . wie Sie mich verlassen! . . . wollen Sie mich nicht mehr küssen? — Ich dachte, es sei unnöthig. — Unnöthig! . . . was haben Sie denn aber, Clementine? — Ich habe Nichts. — Doch . . . doch, Sie haben Etwas . . . schlagen Sie doch die Augen auf! . . . Wollen Sie mich nicht mehr ansehen?“

Sie hält hartnäckig ihre Augen gesenkt . . . es gelingt mir aber, ihnen zu begegnen, große Thrä-  
nentropfen rollen herab. Ich drücke Clementine in  
meine Arme, indem ich ausrufe: „Was will das  
sagen? . . . warum weinst Du? . . . was habe ich ge-  
sagt . . . was habe ich gethan, daß Du weinst? . . .  
Laß hören, Clementine, ich will durchaus, daß Du  
mir antwortest!“

„Sie haben mir nichts gesagt . . . ich bin ein  
Kind . . . ich weine, ohne es zu wollen.“

Und sie legt ihren Kopf auf meine Schulter, um  
ihren Thränen freien Lauf zu lassen; endlich trocknet  
sie ihre Augen, drückt mir die Hand und stottert:

„Leben Sie wohl, Arthur, ich muß Sie ver-  
lassen. — Sie sind aber wenigstens nicht böse, Ele-  
mentine! Sie haben nichts gegen mich? — Nein . . .  
O! ich bin Ihnen nicht böse . . . — Wollen Sie, daß  
ich Sie begleite? — Nein . . . bleiben Sie! man  
könnte uns miteinander treffen . . . Adieu, Arthur!  
denken Sie zuweilen an mich, wenn Sie Muße dazu  
haben. — Auf welch sonderbare Weise Sie mir dies  
sagen! — Adieu . . . adieu, mein Freund!“

Sie drückt mir nochmals die Hand, enschlüpft  
dann meinen Armen, eilt davon und wirft die Thüre  
hinter sich zu, indem sie mich höchst bewegt, verwirrt,  
betrübt über ihre Thränen und sehr verlegen in mei-  
nem Gewissen zurückläßt.

Hätte sie vielleicht wahrgenommen, daß ich ein  
wenig an eine Andere dachte? . . . was hätte sie auf  
diese Vermuthung führen können? . . . O! die Frauen

Haben ein richtiges Gefühl, einen Scharfblick! . . . arme Clementine! . . . sie liebt mich so sehr, sie setzt sich Allem aus, mich zu sehen . . . und ich liebe sie weniger als sonst! Das ist schändlich! ich möchte mich prügeln, wenn ich dächte, es könnte mich bessern; es würde mich aber nicht besser machen!

Ich denke immer mehr darüber nach . . . Ja . . . ich bin kalt, verlegen gegen sie gewesen . . . Ich wußte nicht, was ich ihr sagen sollte . . . Und sie allein fortgehen zu lassen! . . . als sie noch weinte, mein Gott! an was dachte ich . . . Laufen wir ihr nach . . . suchen wir sie wieder einzuholen . . . ihre Thränen zu trocknen . . . schwören wir ihr, daß ich nur sie liebe . . . täuschen wir sie! . . . dies ist das Allerbeste, was ich jetzt thun kann.

Ich nehme meinen Hut, eile, je vier Stufen zumal nehmend, die Treppe hinab; in der Straße angelangt, renne ich nach der Gegend hin, wo ich Clementine zu treffen glaube . . . allein ich suche sie vergebens . . . sie wird einen andern Weg eingeschlagen haben: ich muß die Hoffnung aufgeben, sie wieder zu sehen . . .

Ich höre auf zu laufen und komme maschinenmäßig wieder auf meinen gewohnten Weg. Bald bin ich vor dem Theater des Variétés, trete ein und setze mich hinten in eine Loge, immer mit Clementinen beschäftigt und weder auf das Schauspiel, noch auf die mich umgebenden Personen achtend.

Ein starkes Gelächter zieht mich aus meiner Träumerei, dem bald weiteres Lachen nachfolgt,

dieses Lachen scheint erzwungen, es ist klar, daß man sich bemerklich machen, daß man die Augen auf sich ziehen will. Ich saß auf der dritten Bank einer Loge und betrachte jetzt erst die vor mir befindlichen Personen.

Auf der ersten Bank haben ein Herr und eine Dame ihren Platz... die Dame ist es, welche so laut lacht. Ich richte meine Augen auf sie... sie wendete gerade den Kopf gegen mich zu... es ist Julie und der... Herr, o! ich errathe es... ich erkenne ihn, wiewohl er den Kopf nicht dreht und jede Bewegung zu fürchten scheint... es ist Adolphy!

Es wundert mich nicht sehr, daß ich Adolphy mit Madame Ulysse sehe... Seit unserm letzten Zusammentreffen zweifelte ich nicht daran, daß er sich mit ihr aussöhne; aber eine wahrhafte Ueberraschung war mir noch vorbehalten. Ein Herr sitzt auf der zweiten Bank und schaukelt sich darauf, indem er lacht, gestikulirt, mit Julie schön thut und ganz vertraulich mit Adolphy spricht: dieser Mann ist Herr Theodor! Ich gestehe, daß mir dies zu stark ist und daß ich daran zweifeln würde, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen sähe.

Sich mit einer Frau aussöhnen, die uns betrogen hat, ist ohne Zweifel eine große Dummheit, denn das heißt auf's Neue betrogen werden wollen; doch ist wenigstens Liebe in dieser Schwachheit, und man sagt, die Liebe mache uns blind; einen Mann aber, der uns hintergangen hat, wiederzusehen, dem, der mit unsrem Vertrauen sein Spiel getrieben hat, aufs

Neue die Hand zu reichen, das kann ich nicht begreifen: die Verachtung ist ein Gefühl, das sich nicht verwischen sollte.

Julie ist strahlend vor Freude; alle Augenblicke wendet sie den Kopf, um zu sehen, ob ich sie anblicke; ich gewähre ihr aber dieses Vergnügen nicht. Adolphy ist wie ein Stück Holz... um kein Kaiserthum würde er hinter sich sehen... ah! er braucht die Begegnung meiner Augen nicht zu fürchten!... er flößt mir Mitleid ein; ich will aber seine Verlegenheit nicht vermehren.

Der große Theodor hat sich gegen mich umgedreht... er versucht ein Lächeln... ich glaube, er hat die Frechheit, mich zu grüßen. Ich thue nicht, als sei ich der Meinung, daß sein Gruß mir gelten könne. Da er sieht, daß ich ihn nicht erwidere, nimmt er eine unverschämte Miene an und kehrt mir den Rücken zu.

Julie spricht sehr laut; wenn sie mich nicht nöthigen kann, sie anzusehen, so will sie mich zwingen, sie wenigstens anzuhören:

„Gib mir doch meinen Flacon, Adolphy!... halte meine Lorgnette einen Augenblick!... es ist hier sehr warm... nicht wahr, Herr Theodor? — Ja, reizende Dame!... man kann die Loge öffnen, wenn Sie es wünschen. — O nein!... ich hasse die Wärme nicht... und Du, Adolphy?... ei nun! Du sprichst nichts, mein Kleiner... was hast Du denn?... schmollen wir diesen Abend?... ich will aber nicht,

daß man schmolzt, ich!... verstehst Du?... ich will nicht!...

Ich kann nicht verstehen, was Adolphy erwidert, weil er sehr leise spricht; wahrscheinlich schlägt er aber vor, die Loge zu ändern, denn Julie ruft aus:

„Ah freilich! zum Beispiel!... und warum denn die Loge ändern?... wir sind recht hier... ich will nicht anderswohin gehen... und ich habe zu befehlen, hoffentlich... nicht wahr, kleiner Adolphy?“

Der kleine Adolphy spricht kein Wort mehr, trocknet aber mit seinem Taschentuch dicke Schweißtropfen ab, die ihm von der Stirne rinnen. Julie wendet sich gegen Herrn Theodor.

„Sie kommen also von der Reise her, mein Herr? — Ja, schöne Dame, ich war auf der Rundschafft nach meinem Associé, der mit allen Planen meiner Unternehmung die Flucht ergriffen hat... eine Flucht, die mich nöthigte, meine Operation aufzuschieben. Ich bin schändlicherweise geprellt... dies ist sehr unangenehm! — Ah! Sie sind geprellt! — Ich beklage nicht so sehr das Geld meiner Aktionäre, als den Plan meines Wasserbassin. — Sie hätten ein Wasserbassin bekommen? — Auf Omnibus, die wir Baderinnen genannt hätten... eine prächtige Unternehmung! gesund im höchsten Grad! Man hätte sich gebadet, während man seine Gänge machte. — Ah! wie gerne hätte ich dies gehabt! — Wir hatten schon zweitausend abonnierte Damen, und lauter Frauen vom besten Genre! Man konnte sich nicht in der Schürze baden! — Kann es nicht wieder

eingeleitet werden? — O freilich! ich bin nach Paris zurückgekommen, um die Unternehmung wieder anzuknüpfen! Ich bin kein Kerl, der sich auf diese Weise aus dem Feld schlagen läßt... es fehlt mir nur noch an den Geldern; dies ist aber das Wenigste! Jedermann bietet mir welche an. Zuerst lag mir daran, Designy wieder zu sehen, ihn über seine Aktien zu beruhigen... er hätte glauben können, ich hätte über seine Gelder verfügt... und ich halte vornehmlich auf seine Achtung. Ich habe Deine Achtung, nicht wahr, Adolphy?"

Adolphy macht eine Bewegung mit dem Kopf, ohne sich umzudrehen.

„Adolphy, wirst Du mir diesen Abend keine Orange anbieten?“ fragte Julie, ihre Hand auf den Arm Designy's legend... „das erfrischt mir den Mund... geh' doch und kauf' mir eine, Du, der Du gewöhnlich so artig bist.“

Ich weiß nicht, was Adolphy erwidert, ich sehe aber ganz wohl, daß er sich nicht rührt, und ich höre Julie murmeln:

„Es ist sehr lächerlich, wenn man so ist! flößt Dir dieser Herr Furcht ein... Ha! ha!... das ist gar zu drollig! was mich betrifft, so incommodirt mich seine Gegenwart nicht im geringsten!“

Und einen Augenblick darauf beugt sich Julie zu Herrn Theodor und sagt, indem sie ihm zulächelt:  
„Weil mein Cavalier so auf die Bank gefesselt ist, daß er sie nicht verlassen kann, möchten Sie nicht so

Liebenswürdig sein, Herr Theodor, mir eine Orange zu holen?"

„Ei! wie? schöne Dame, eine ... zwei ... zehn Drangen... Eis, Alles, was Ihnen beliebt... einen Schinken sogar, wenn Sie wollen... — O! welch schlechter Witz, Schinken im Theater zu essen! — Wenn Sie es thäten, bin ich sicher, daß es in die Mode käme. — Nur eine Orange... und nur eine einzige, ich bitte Sie darum. — So soll sie von Malta sein, es müßten denn keine mehr von dort-her kommen!“

Und Herr Theodor, der, während er den Galanten spielt, mir vorkam, als verziehe er, seinen Beutel befühlend, ein wenig das Gesicht, steigt über die Bank, macht die Thüre auf und geht sehr schnell aus der Loge.

Das Stück fängt bald an. Der große Herr kommt nicht wieder. Der Akt geht zu Ende, kein Theodor; Julie scheint sehr ärgerlich, sie blickt nach allen Seiten, und sagt: „Das ist sonderbar... er kommt nicht wieder... er wird Jemand getroffen haben, der ihn aufhielt.“

Adolphy bleibt seinem System treu! er dreht den Kopf nicht. Der folgende Akt wird gespielt. Herr Theodor ist noch nicht zurückgekommen.

„Ist er bis nach Malta gegangen, eine Orange zu holen?“ sagt Julie, indem sie lacht, um ihren Aerger zu verbergen; und ich sehe, daß sie hierauf leise mit Adolphy spricht, und diesen über sein Benehmen zankt; er rührt sich jedoch darum ebenso wenig.

Endlich ist das Schauspiel aus. Wenn ich fortwährend in der Loge bliebe, würde ich Adolph auf die Folter spannen, denn schon hat Julie ihren Shawl genommen, und er wird wohl aufstehen müssen. Warum ihm aber diese Verlegenheit verursachen?... es würde ihn nicht bessern! Ich gehe eiligst weg und lasse ihn mit seiner Julie zurück.

---

### Sechstes Kapitel.

Die Liebe auf der Straße.

Diesen Abend soll ich also meine reizende Unbekannte wieder sehen! Mein Herz ist bereits in heftiger Bewegung... ich glaube, ich bin wahrhaft in diese Dame verliebt... Ich denke den ganzen Tag an sie... sie ist so hübsch... Ich bin indeß thöricht, daß ich mich in Hoffnungen wiege, die sich vielleicht nicht verwirklichen sollen... Kurz, ich kenne diese Dame nicht, weiß nicht wer sie ist... noch was sie treibt... dies Alles hindert aber keineswegs, daß sie anbetungswürdig ist... Geduld! ich werde sie diesen Abend sehen.

Dieser Gedanke hat mich so verfolgt, daß ich kaum Zeit hatte, mich Clementinens zu erinnern... Clementine! die gestern so traurig war, als sie mich verließ, die sich Allem aussetzt, mich zu sehen und die ich allein fortgehen ließ... Ah!... dies ist unrecht, allein ich werde sie wiedersehen, mich

entschuldigen ... und sie ist so gut, daß sie mir verzeihen wird.

Es ist sieben Uhr; ich eile nach dem Theater de la Porte-Saint-Martin.

Die Damen sind angelangt; ich erblicke sie in einer offenen Loge, ich habe zuerst die erkannt, welche nicht schön ist, ihr Hut verbirgt sie wenig; ihre Schwester hat im Gegentheil einen weit vorstehenden, großen Hut, und darüber einen schwarzen Halbschleier, wodurch ihr hübsches Gesicht fast unsichtbar wird. Welcher Einfall, sich so zu verstecken, wenn man sauber ist!... wahrscheinlich wird sie aber ihren Hut abnehmen, und der Eindruck, den es hervorbringt, muß dann um so lebhafter sein: dies Alles ist vielleicht berechnet.

Es gibt Platz hinter diesen Damen, und ich beeile mich, zu ihnen zu gehen.

Man nimmt mich sehr gut auf: es macht sich schon besser, wenn man nicht mehr an einer ersten Zusammenkunft ist. Ich nehme meinen Platz hinter Frau oder Fräulein Adele... ich weiß nicht, welchen Titel ich ihr beilegen soll, ich glaube aber wohl, daß sie Frau ist. Ich ersuche sie, ihren Hut abzunehmen.

„Und warum?“ erwiderte sie lächelnd. — Weil ich Sie gar nicht sehe. — Und Sie halten darauf, mich zu sehen? — Nur deshalb bin ich gekommen. — Und das Schauspiel? — Was kümmert mich das Schauspiel? es interessirt mich nicht sehr. — Ich will wohl meinen Hut abnehmen, ich sage Ihnen aber vorher, daß mich das Schauspiel sehr interessirt.

ich liebe es leidenschaftlich und will es hören und verstehen, kurz, kein Wort des Stücks verlieren."

Da man so eben anfängt, ist sie in der That bald ganz Auge, ganz Ohr; wenn ich mit ihr sprechen will, macht sie mir ein Zeichen, stille zu sein. Sonderbare Frau! kommt sie aus der Provinz? ... Wenn wir auf diese Art nähere Bekanntschaft machen sollen! ... Es scheint nicht, daß dieser Abend so angenehm für mich sein soll, als ich hoffte. Ich kenne das Stück, das gegeben wird, und sehe mich nun genöthigt, es nochmals anzuhören: man hat mich auf den Boulevards spazieren geführt, man will mich ein Drama in acht Aufzügen, das ich auswendig kann, anhören lassen. ... das ist eine Liebe, die mich schon sehr hoch zu stehen kommt.

Ich weiß nicht, ob die Schwester in das Vergnügen des Schauspiels ebenso versunken ist, sie spricht jedoch kein Wort; zuweilen bemerke ich, daß sie mich verstohlen ansieht... sobald ich mich aber nach ihr hinwende, senkt sie den Kopf und verbirgt ihr Gesicht vor mir: dies ist immer sehr liebenswürdig von ihrer Seite.

In den Zwischenakten erlaubt man mir, mich für das während der Darstellung auferlegte Schweigen zu entschädigen. Alsdann schwätzen wir ... oder besser gesagt, ich schwätze mit Adele, denn ich bin beinahe immer der Sprechende; ich kann keinen ganzen Satz aus ihr herausbringen; sie fängt an ... und unterbricht sich, um ein Frauenzimmer anzusehen, dessen Kleidung originell ist, oder einen Hut

der lächerlich ist, oder eine Haube, die schlecht sitzt und ich sitze da, harrend auf eine günstige Antwort, auf ein Wort der Hoffnung, auf einen süßen Blick. Statt dessen ruft man aus: „Ach! sehen Sie doch in die Avantscene, wie häßlich die dicke Frau mit ihren Haaren unter dem Band ist! — Ei! was liegt mir an dieser Frau und ihren Haaren! Hier sind nur Sie es, die ich sehe, die ich sehen will, wegen der ich gekommen bin. Werden Sie mich nicht ein wenig anhören? — Ah! still! schweigen Sie! da fängt der zweite Akt an!...“

Ich muß wieder schweigen... dies langweilt mich sehr. Es gibt Augenblicke, wo ich versucht bin, wegzugehen und nicht wiederzukommen, was mir bei ähnlicher Gelegenheit schon einmal vorgekommen ist, allein diese Adele ist so hübsch!... Zudem werden wir beim Heimgang aus dem Schauspiel sehen... ich hoffe, sie werden sich nach Hause begleiten lassen.

Das Schauspiel rückt vor, ich aber rücke in nichts vor. Sie hat ihre Augen immer auf die Bühne gerichtet... nie einen Blick für mich. Ha Teufel, warum hatte denn diese Frau Lust, mich kennen zu lernen? Etwa bloß, damit ich hinter ihr Platz nehme?

Da ist der letzte Zwischenakt! ich glaube, daß, wenn ich denselben nicht benütze, ich mein Drama umsonst gesehen, und meinen Spaziergang auf den Boulevards vergeblich gemacht habe. Ich beuge mich gegen meine Unbekannte vor und bemächtige mich ihrer Hand... wenn sie böse wird, desto schlimmer.

Sie scheint sehr unzufrieden darüber, daß ich ihre Hand ergriffen habe; sie will sie zurückziehen.

„Was machen Sie da, mein Herr? — Sie sehen, ich nehme Ihre Hand. — Ei! warum? — Warum!... warum!... Wahrhaftig, Madame, Sie behandeln mich sehr sonderbar! und nach Ihren Briefen, durfte ich hoffen, Sie weniger streng zu finden... — Wie? schwätzen wir denn nicht? habe ich Ihnen nicht eine zweite Zusammentunft gewährt? — Ja, eine Zusammentunft in einem Theater ist aber eine sehr geringe Gunst, wo man von Leuten umgeben ist... und Ihre Schwester scheint immer auf das zu horchen, was ich Ihnen sage! Kann man sich denn auf solche Art verständigen und Bekanntschaft machen? Ich, ich verabscheue den Zwang; ich sage gerne Alles, was ich denke, Alles, was ich empfinde; wenn Ihnen mißfällt, was ich Ihnen zu sagen habe, nun gut! so werden Sie mich nicht mehr sehen und Alles ist aus! Ich werde mich aber sicherlich nicht von Ihnen trennen, ohne einen Augenblick allein mit Ihnen gewesen zu sein. Sehen Sie! da bückt sich Ihre Schwester wieder gegen uns, um zu horchen, was ich Ihnen sage. Es ist grausam, wenn man so ausspionirt wird! Ich habe lieber zehn Ehemänner, als eine Schwester, wie diese da; denn ein Ehemann, der Lebensart besitzt, hört nie, was man seiner Frau sagt.“

Adele bricht in ein Lachen aus, während ihre Schwester sie mit den Knien stößt, ihr hierauf etwas in's Ohr sagt. Zankt sie etwa mit ihr, weil sie ihre

Hand nehmen läßt? Hum! ich wette, sie ist eben so bössartig, als häßlich!

Der letzte Akt beginnt. Die schöne Frau will ihre Hand, die ich noch halte, zurückziehen; ich will sie aber nicht loslassen, ehe man mir gesagt hat, daß man mir einen Augenblick ohne die Schwester gewähre; man erwidert mir:

„Wohlan denn . . . diesen Abend . . . nach dem Schauspiel . . . aber still! man fängt an . . . schweigen Sie!“

Da wäre nun endlich ein Versprechen! Ich bin zufrieden; ich lasse sie den letzten Akt ganz nach ihrem Gefallen hören. Diesen Abend, nach dem Schauspiel, hat sie gesagt; ich habe nicht mehr lange zu warten.

Das Stück geht zu Ende, man erhebt sich. Adele setzt ihren Hut wieder auf, gibt ihrer Schwester den Arm; ich bemächtige mich des andern Arms und schiebe ihn unter dem meinigen durch. Auf dem Boulevard angelangt, sagt mir Adele ganz leise:

„Ich will meine Schwester in einen Fiaker steigen lassen, da ich aber nicht will, daß Sie erfahren, wohin sie geht, so haben Sie die Güte, mich dort unten zu erwarten, an der Krümmung des Boulevards unter dem Zuckerbäcker. — Wie? Madame, Sie wollen . . . — Gehen Sie, mein Herr, oder sonst kein Gespräch unter vier Augen! — Wohlan, Madame! ich erwarte Sie . . . ganz vergeblich vielleicht! wenn es Ihnen aber Vergnügen macht, so sei's!“

Ich lasse die Damen auf die Wagen zugehen und begeben mich an den mir bezeichneten Ort, wobei

ich mir sage: Ich glaube, man hat mich zum Besten; ich hätte sie nicht verlassen sollen... indeß mag sie kommen, wenn sie will... es ist spät... halb zwölf Uhr vorüber... gewiß ich werde nicht lange auf sie warten.

Bald sind die aus dem Theater Kommenden vorüber, ich stehe noch an der Ecke des Boulevard, bin aber im Begriff, mich gleichfalls zu entfernen, als ich die erwartete Dame auf mich zukommen sehe. Ich beschuldigte sie unrechtmäßigerweise, sie ist von Wort... ich werde nun aufs Neue verliebt in sie und alle meine Hoffnungen erstehen wieder.

„Ah! wie liebenswürdig Sie sind!“ rufe ich, ihr entgegengehend, „ich fürchtete, Sie würden nicht kommen! — Ich hätte es vielleicht so machen sollen. — Und warum? Bereuten Sie etwa schon, daß Sie mich glücklich machten? denn ich kann Ihnen gar nicht sagen, welches Vergnügen ich empfinde, daß ich endlich mit Ihnen allein bin... — Wahrhaftig? es macht Ihnen Vergnügen?... wir wollen aber nicht da stehen bleiben... — Geben Sie mir Ihren Arm!... Man könnte meinen, Sie zittern... — Ist es nicht natürlich... allein mit Jemand, den man nicht kennt... — Doch, doch, Sie kennen mich, Sie wissen wer ich bin, was ich treibe, während ich noch nicht so weit bin. — O! wir wollen nicht über die Boulevards gehen... Es hat da noch zu viele Leute, gehen wir durch diese Straße... — Um kein Zusammentreffen befürchten zu müssen, würden wir, meiner Meinung nach, besser thun, wenn

wir einen Wagen nähmen und spazieren führen, so lang wir wollten.“

„Nein . . . ich will in keinen Wagen steigen . . . wir gehen zu Fuß umher, und wenn Sie müde sind, sagen Sie es, dann verlasse ich Sie. — Warum diese Weigerung, einen Wagen zu nehmen? . . . in Wahrheit, Sie beweisen mir sehr wenig Vertrauen. — Ich weiß, wie weit eine Frau in ähnlicher Gelegenheit gehen darf. — Aber doch . . . — Bestehen Sie nicht darauf . . . es ist vergeblich; es ist schon viel, daß ich Ihnen so spät ein Tête-à-Tête gewähre! — Ja . . . auf der Straße. — So sind die Männer! sie sind nie zufrieden! man thut genug für sie! hernach verlassen sie uns, gerade weil wir nicht Stärke genug hatten, ihnen etwas zu verweigern! . . . Nun, mein Herr, ich hoffe, dies wird Ihnen keine üble Laune verursachen und Sie werden liebenswürdig sein, so gut Sie können.“

Was soll man darauf antworten . . . ich fühle wohl, daß sie Recht hat. Ich begnüge mich damit, ihren Arm unter dem meinigen zu drücken, und da wir in der Straße Bondi sind, wo Niemand geht, so ergreife ich eine ihrer Hände, die ich zwischen den meinigen drücke.

„Schon?“ sagt sie lachend. — „Ich möchte gerne die verlorene Zeit einbringen! — Es scheint mir, daß Sie viel darauf halten, die ihrige anzuwenden . . . wenn man Sie so meine Hand halten, mir den Arm drücken sähe, so müßte man glauben, Sie seien in mich verliebt! — Ich bin es auch. — Ah! wie

närrisch Sie sind! und diese Liebe ist Ihnen in demselben Augenblick gekommen, als Sie mich erblickten? — Wie soll denn die Liebe kommen? ich glaube, es geht nie anders; soll man, wenn eine Frau uns gefällt, uns entzückt, warten, bis sich ihr Gesicht mit Runzeln bedeckt, um verliebt in sie zu werden, und es ihr zu erklären? — Ohne so lange zu warten, glaubte ich, daß man einander kennen, studiren, schätzen müsse, um... — Man liebt einander zuerst, alsdann macht man Bekanntschaft und hintendrein schätzt man sich. Ich versichere Sie, daß die wahrhafte Liebe, die freiwillige Liebe keinen andern Gang nimmt. Ihr Schleier ist aber langweilig... er hindert mich, einen Ihrer Züge zu sehen... Ich bitte Sie, schlagen Sie ihn ein wenig zurück... — Nein, nein... ich schäme mich zu sehr... Ueberdies kennen Sie mich, haben mich gesehen. — O! nie genug!... ich möchte unaufhörlich in Ihre liebenswürdigen, boshaften Augen schauen. — Schweigen Sie! Sie schmeicheln mir. — Nein, und man muß Ihnen sehr oft gesagt haben, daß Sie anbetungswürdig sind... Sie haben manche Erklärungen erhalten müssen!... — Weniger, als Sie glauben, ich versichere Sie... Aber wie viel Uhr schlägt es da? es ist ohne Zweifel elf Uhr? — Ja, es ist elf Uhr!"

Es ist zwölf Uhr, was es so eben geschlagen hat, ich weiß es sehr gut; ich hüte mich aber, es derjenigen zu sagen, die ich am Arm führe. Sie möchte vielleicht nach Hause gehen, und ich fange an, mir sehr bei ihr zu gefallen.

Wir befinden uns am Ende der Straße Bondi bei der Vorstadt du Temple. Wir sind im Monat April, das Wetter ist aber düster und der Mond läßt sich nicht blicken. Es ist kühl, beinahe kalt; man gibt aber auf dies<sup>e</sup> Alles nicht Acht, wenn man eine hübsche Frau am Arm hat und zum ersten Mal allein mit ihr ist; man würde im Noth laufen und den Spaziergang doch reizend finden; da es mich indeß nicht gelüstet, mit meiner schönen Unbekannten in den Pfützen herumzuwaten, so schlage ich mit ihr den Weg nach dem Boulevard du Temple ein.

„Mein Herr,“ sagt meine Dame zu mir, nachdem wir einige Schritte auf dem Boulevard gemacht haben: „Sie müssen eine sonderbare Meinung von mir hegen, gestehen Sie es! Eine Frau, die an einen Mann schreibt, den sie nie gesehen hat; ihm dann eine Zusammenkunft gestattet und allein mit ihm spazieren geht, wenn vernünftige Leute sich ins Bett legen! O! dies heißt eine sehr schlechte Idee von sich geben wollen!“

„Ich versichere Sie, Madame, daß ich weit entfernt bin, Sie auf ungünstige Weise zu beurtheilen. Ich selbst bin ein zu großer Feind des Zwangs, den die Gesellschaft auflegt, als daß ich Jemand tadelte, der sich demselben nicht unterwirft. Ich würdige die Welt, wie sie es verdient, das heißt, ich achte sie sehr wenig; ich lasse mich nicht durch hochtrabende Worte blenden, durch jene schönen Phrasen gewisser Redner; ich habe so viele Handlungen gesehen, welche die Worte Lügen strafen! Ich glaube, wie Rousseau,

nur an Eines, nämlich, daß man glücklich sein muß, und daß Jeder sein Möglichstes thut, zu diesem Zweck zu gelangen. Die Einen setzen aber ihr Glück in die Größe, in hohe Aemter, Andere in den Reichtum. Ich, ich finde es nur bei einer schönen Frau, und ich glaube, daß es da am wenigsten trügerisch ist. Kurz, wenn überhaupt Jemand Ihr Benehmen tadeln müßte, so glaube ich, Madame, daß auf keinen Fall ich es wäre; ich, der Ihnen im Gegentheil Dank dafür schuldig ist!

„— Ja, Sie müssen mir freilich dies Alles sagen; im Grunde Ihres Herzens aber... Ach, mein Gott! was sind dies für drei Männer, welche daher kommen?...“

„Es sind einige jener Herren, die ihre Abende in den schmutzigen Tabakschenken, oder besser gesprochen in den Dampfblöchern zubringen, von denen das Boulevard hier übervoll ist. Diese Herren gehen sehr frühe nach Hause... denn man bringt einen Theil der Nacht in diesen Höhlen zu; wahrscheinlich haben sie keinen Sou mehr! — Wenn sie sich aber an uns wendeten, um Geld zu erhalten? — Fürchten Sie nichts!... es sind nicht geradezu Diebe... Zudem denken diese da nur daran, sich untereinander zu streiten... Hören Sie.“

Diese drei Männer halten jeden Augenblick an und schneiden Geberden; ihr Gespräch wird sehr lebhaft. Wir schlagen die Nebenallee ein und verstehen sie deutlich:

„Ich sage Dir, daß Cadet-Griffot mich betrogen

hat! daß er nicht mehr Bälle gemacht hat, als ich!  
 ... und ich bin stärker als er, und ich könnte ihm  
 vier Points vorgeben, wenn ich wollte!..."

„Gut! warum hast Du Dich denn ausschmieren  
 lassen, Mouton! — Ich sage Dir noch einmal, daß  
 man mich betrogen hat... nicht wahr Salomon?...  
 — O! ich weiß nicht!... Hundsföttischer Tabak!...  
 wie niederträchtig ärgerlich ist es, schon heimzugehen,  
 wenn die Andern sich belustigen... Ich habe noch  
 Durst, ich... sie haben mir da drinnen meine Pfeife  
 ausgetauscht... zahl etwas Mouton! — Das  
 Schlimme ist, daß man mir Alles abgenommen hat  
 ... Nichts mehr zum Verpuffen! und ich glaube,  
 Rocard war mit Cadet-Friffot einverstanden! —  
 Was sagst Du, daß ich einverstanden gewesen sei?  
 — Ja, ja, ich habe Dich ihm Zeichen machen sehen!  
 ... Gib Acht, daß ich Dir keines ins Gesicht mache,  
 Dir! — O! spiel' nicht so den Eisenfresser! Das ist  
 gut, um Rücken Furcht einzujagen!... ich aber werfe  
 sechs wie Du auf den Boden, Spitzbube! — Spitz-  
 bube? hast Du Dich erfrecht, Spitzbube zu sagen!  
 Du willst also, daß ich Dich klein stoßen soll?..."

„Geht, nicht so viel Geschwätz, Freunde, wenn  
 ihr Lust habt, euch zu prügeln, so prügelt euch!  
 ... der Platz ist gut und ich werde die Stöße be-  
 urtheilen.“

„Salomon hat Recht; wir wollen uns prügeln.  
 Dich will ich tanzen lassen, Mouton! — Du, Rocard,  
 wirst ein Staubbad nehmen!“

Als bald ziehen diese beide Herren, der eine feine

Sacke, der andere seinen Rock aus, unter welchen sie nur ihr Hemd anhaben; sie werfen Kappe und die griechische Mütze auf die Seite, stürzen dann auf einander los, indem sie fluchen und Verwünschungen ausstoßen wie Kannibalen, während sich der Dritte an einen Baum lehnt und seine Pfeife rauchend, ganz ruhig zusieht, wie sie sich prügeln.

Wir haben keine Lust, Kampfrichter dieses neu-modischen Turniers zu werden. Meine Gefährtin zieht mich eiligst mit sich fort; wir bleiben erst dann stehen, als das Wuthgebrüll der Kämpfenden nicht mehr an unsere Ohren schlägt.

„Ach! mein Gott! die elenden Menschen!“ sagt meine Dame, als wir wieder in unserem gewöhnlichen Schritte sind, „wie sie sich prügeln! . . . An was denken Sie denn aber? — Ich denke, daß der Zuschauende sich Salomon nannte, und es scheint mir, daß mir dieser Name nicht unbekannt ist! — Ich hoffe wohl, daß Sie keinen von diesen Menschen da kennen? . . . — O nein! ohne Zweifel. . . — Es ist abscheulich, Menschen sich so mit einander stoßen zu lassen! ihr Freund hätte sie auseinander reißen sollen! — Dies wäre, glaube ich, sehr schwer gewesen; erinnern Sie sich des Arztes wider Willen von Molière: „Ich will, daß mein Mann mich prügelt?“ Es gehen sonderbare Sachen in Paris vor! es gibt Landstreicher die keine Schlafstätte haben und schlafen, wo sie sich gerade befinden. Wenn diese Leute sich unter einander zerreißen, so ist dies ein Dienst, den sie der Gesellschaft leisten, deren Auswurf

sie sind, und man muß sich wohl hüten, sie davon abzuhalten. Lassen wir aber diese Menschen da, wir können uns von liebenswürdigen Dingen unterhalten. — Ah! ich gestehe Ihnen, daß dieser Auftritt mir weh gethan hat! — In der That, Sie zittern, Sie sind sehr aufgeregt. — Dies ist kein Grund, mich so um den Leib zu fassen. — Ich möchte Sie beruhigen, zufrieden stellen. — Wahrhaftig! und um mich zufrieden zu stellen, halten Sie mich so: das ist eine sehr schlechte Manier... und wenn man uns sähe... — Wer soll uns denn sehen? Es ist finster, die Straßenlampen sind nur der Form wegen da! — Hören Sie auf, geben Sie mir den Arm, oder ich werde böse. — Wie grausam Sie sind! Sie verwehren mir Alles! — Es scheint nicht... und dieser Spaziergang, zu dieser Stunde... ich gestehe jedoch, daß ich schon lange eine Unterredung ohne Zeugen mit Ihnen zu haben wünschte, um Ihnen Alles zu sagen, was ich denke, um Sie zu hören, mir den Hof machen zu lassen; denn, sehen Sie, ich bin offen, ich war sicher, daß Sie mir ihn machen würden; ich scheine Ihnen sehr eingebildet, weil ich dieses behauptete; allein man hat mir zum Voraus gesagt, daß Sie allen Frauen, die ein wenig erträglich sind, den Hof machten. — Ah! man hatte dies gesagt! und wer denn? — Was liegt daran? kurz, ich wußte es. — Ich bin wie Figaro, Madame, ich bin besser, als mein Ruf. Da Sie also Ihrer Sache gewiß waren, so nehmen Sie es nicht übel auf, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie anbete, daß mein

größter Wunsch ist, nähere Bekanntschaft mit Ihnen zu machen; aber mich zu zwingen, Ihnen dies Alles unter freiem Himmel zu sagen! sich zu weigern, mit mir in einen Wagen zu steigen, das ist sehr sonderbar! — Ah! Ah! Sie denken noch daran! — Ich glaube wohl! ich denke mehr als je daran! Wenn wir wenigstens auf dem Felde wären, könnten wir uns ein wenig auf das Gras setzen. Finden Sie nicht, daß es ermüdend ist, immer zu laufen? — Ich habe es noch nicht gefühlt. Wissen Sie, daß Ihre Bemerkung nicht sehr liebenswürdig ist? Sie sind schon müde, mit mir spazieren zu gehen: gut denn, gehen Sie zu Bette, mein Herr, ich bin nicht furchtsam, ich kann wohl allein nach Hause gehen. — Was sagen Sie mir da? ich soll Sie allein lassen? ich bin keineswegs müde, ich hätte mich nur setzen mögen, weil ich glaube, daß man so besser plaudern könnte. — Ich, ich rede eben so gern während des Gehens. — Ah! da ist ein Steinsitz, kommen Sie, wir wollen ein wenig ausruhen; ich versichere Sie, daß Sie müde sind. — Durchaus nicht! wenn es Ihnen aber so viel Vergnügen macht, wollen wir uns auf die Steinbank setzen; um diese Stunde dürfen wir nicht befürchten, daß man sich über uns lustig macht.“

Ich führe meine Unbekannte auf einen jener Sitze, welche man in den Nebenalleen des Boulevard Saint-Antoine findet, denn dort waren wir angelangt. Dieser Ort ist Abends der Sammelplatz von Kindsmägden, Soldaten, Commissionären und öfters von

noch Geringerem. Sonderbares Boudoir, um der Liebe zu pflegen! allein man nimmt, was man findet; ich hegte große Erwartungen von diesem Sitze: ich hoffte, derselbe werde meine Angelegenheiten vorwärts bringen; und überdies ist bei aufgeregtem Kopfe eine Steinbank mehr werth, als ein Sopha.

Wir sitzen auf der Bank und sehr nahe bei einander; ich halte die Hände meiner Unbekannten, und während ich mit ihr spreche, küsse und drücke ich sie zärtlich. Ich möchte gerne etwas Besseres küssen, als ihre Hände; so oft ich aber mit meinem Gesicht ihrem fatalen Schleier nahe komme, ihn aufzuheben suche, dreht sie behend den Kopf, und ich küsse nur den Hut. O! wie gut verstehen die Frauen jenen kleinen Krieg in die Länge zu ziehen und uns die Hoffnung zu lassen, während sie uns eine Gunst versagen!

Wir sind schon lange auf der Bank; obgleich ich nur kleine Siege darauf ersechte, bin ich doch viel lieber hier, als unterwegs. Ich sehe, daß meine schöne Begleiterin sehr bewegt ist: man verliert von seinen Kräften in den sanftesten Kämpfen. Während ich sie zu küssen, in meine Arme zu drücken suche, erneuere ich ihr die Versicherung, sie immer zu lieben. Sie stößt mich schwächer zurück, indem sie murmelt: „Lassen Sie mich... Sie lügen... Sie sagen allen Frauen das Gleiche. Wir wollen aufstehen, ich bitte Sie darum.“

Weit entfernt, sie von der Bank weggehen zu lassen, umfange ich sie mit meinen Armen, drücke sie

an mein Herz: ich glaube, sie verliert die Kraft zum Aufstehen, als wir in unsere Ohren schreien hören: „Wer da?“

Die Dame und ich machen einen Satz auf der Bank, und uns umwendend, sehen wir eine Patrouille der Nationalgarde hinter uns. Wir sind beinahe eingeschlossen und haben sie nicht einmal herbeikommen gehört. So ist es, wenn man zu sehr mit seinem Gegenstand allein beschäftigt ist!

„Wie so? wer da? ... frage ich, mich umdrehend, es scheint mir, meine Herren, daß wir bei keiner Schildwache sind. — Ohne Zweifel; was machen Sie aber da? — Ah Korporal, dies ist eine Frage, die ich einem Schweizer verzeihen würde, daß mich aber die Bürgermiliz das fragt! ... Sie sehen wohl, daß wir keine Diebe sind. Madame und ich haben keine schlechten Absichten: ich stehe Ihnen dafür, daß wir weder die Bäume, noch die Bänke wegtragen; wir ruhen aus, das ist Alles. — Ja aber es ist sehr spät ... hüten Sie sich vor schlechten Begegnungen! — Wir sind sehr muthig, Korporal, und man hat uns verordnet, uns im Kühlen zu ergehen.“

Der Korporal und seine Voltigeurs entfernen sich unter Lachen über die Furcht, die sie uns eingejagt haben. Während ich ihnen nachblicke, ist meine Dame aufgestanden, sie hat die Bank verlassen. Ich folge ihr rasch.

„Ei! was machen Sie denn? — Ich gehe fort ... ich bleibe nicht mehr da ... ich wurde zu sehr erschreckt! — Sie sind aber fort, werden nicht mehr

zurückkommen. Warum diese Bank verlassen, wo man so gut sitzt? — Nein, nein, ich werde mich nicht wieder setzen; ich glaube zudem, daß es anders viel anständiger ist. Kommen Sie, wir wollen gehen. — Verdammte Patrouille! in diesem Paris kann man selbst nach Mitternacht nicht ruhig sein! — Wir wollen gehen, mein Herr, geben Sie mir Ihren Arm. Werden Sie im Gehen nicht eben so liebenswürdig sein können als im Sitzen? Ah! ah! Sie sind jetzt böse! dies wird aber vorüber gehen.“

Es ist wahr, ich bin ärgerlich. Unser Gespräch wurde so interessant, so belebt; kurz wir wollen uns trösten... später wird sie vielleicht erlauben, daß man sich wieder setzt... Wir werden wohl wieder einen eben so weichen Sessel finden.

„Nun denn! mein Herr, Sie sagen mir nichts mehr? — Madame... ich denke. — So haben Sie die Gefälligkeit, ganz laut zu denken! Sie sehen, daß ich Ihnen erlaube, mir Alles zu sagen, was Ihnen in den Sinn kommt. — Und ins Herz? — O! ich glaube Ihr Herz hat selten einigen Antheil an dem, was Sie sagen. — Madame, Sie beurtheilen mich sehr ungünstig. — Keineswegs, ich finde im Gegentheil dies Alles sehr natürlich. Da Sie so oft Gelegenheit haben, sich zu belustigen, suchen Sie Vergnügen und kein dauerndes Gefühl: Sie haben Recht, dies ist das Mittel, glücklich zu sein; und ich glaube, ich würde an Ihrer Stelle eben so handeln. — Ich schwöre, daß Sie sich irren, und daß ich sehr sentimental bin, ohne gerade den Anschein davon zu haben.“

Aber, wissen Sie, was ich in diesem Augenblick von Ihnen denke? — Sagen Sie es mir, ich bitte Sie darum; ich bin auf Alles gefaßt. — Ich denke, daß Sie hundertmal liebenswürdiger unter vier Augen sind, als mit Ihrer Schwester. In der Passage Vendôme und sogar diesen Abend im Schauspiel antworteten Sie mir kaum; ich konnte keinen ganzen Satz von Ihnen erlangen. Ich gestehe Ihnen, daß ich bei mir sprach: Welcher Unterschied zwischen ihren Briefen und ihrem Gespräch! sie schreibt so gut und spricht... — So schlecht? — Nein, aber wie eine Person, die nichts fühlt; wie jene Frauen, welche nur von Kleider, Puß und Küche zu sprechen wissen. Es gibt viele so. Seit wir aber nur unsrer Zwei sind, o! seitdem finde ich Sie wieder so, wie ich Sie hoffte, so, wie Ihre Briefe Sie mir malten... das heißt reizend, geistreich... etwas launisch vielleicht, aber immer anbetungswürdig!

„Und ich hatte Sie ganz errathen, wie Sie sind; Ihre Werke hatten mich nicht getäuscht... was suchen Sie aber denn? — Nichts... ich sah umher... es ist sonderbar, es gibt also keine Steinbank in dieser Straße? — Ich schwöre Ihnen, daß, wenn es auch eine gäbe, ich mich nicht setzen würde. Sie sagen, meine Unterhaltung gefalle Ihnen, und es ist Ihnen nicht genug, mit mir zu plaudern? — Doch, doch! sagen Sie mir aber wenigstens, ob wir uns öfters zusammenfinden werden? und ohne Ihre Schwester? — Meine arme Schwester! Sie lieben Sie nicht sehr!... — O! ich verabscheue sie! — Was hat sie

Ihnen denn gethan? — Sie hinderte mich, allein mit Ihnen zu sein. Hernach werden Sie zugeben, daß Sie wohl an sich schön genug sind, und kein Gesicht neben sich brauchen, das einen solchen Contrast bildet. — Sie finden also meine Schwester... — O! ich finde sie abscheulich! sie ist das wahre Ideal des Häßlichen! — Diese arme Klara! Wissen Sie, daß sie durch ihre Häßlichkeit sehr unglücklich ist? — Ganz gewiß wird sie nie einen Mann finden, der sie liebt! während Sie... so viel Geist haben und so hübsch sind... nun denn, Sie wollen nicht mehr, daß ich Ihre Hand halte?... — Zu was wäre es gut? — Wie! zu was gut? wären Sie eben so gefühllos, als Sie liebenswürdig sind! — O! nein... ich bin nicht gefühllos, unglücklicherweise!“

Weil sie eingesteht, daß sie nicht gefühllos ist, will ich sie in meine Arme schließen; sie wehrt sich, weicht zurück... stößt hierauf einen Schrei aus... wir befinden uns gerade vor einem Lumpensammler, der, um uns zu betrachten, zu gleicher Zeit seine Laterne und seinen Haken in die Höhe hebt.

Meine Dame ist entsetzt! ich kann nicht umhin, zu lachen, als ich diesen gemeinen Gewerbsmann erblicke, dessen Anzug noch ekelhafter ist, als der des famösen Robert Macaire.

Der Lumpensammler murmelt zwischen den Zähnen: „Ist die Straße nicht breit genug... könnt ihr mich nicht ruhig arbeiten lassen, ohne euch auf mich zu werfen... wie Maulaffen?“

Meine Begleiterin ist schon weit weg; sie hat mit

dem Hakenmann kein Gespräch anknüpfen wollen; ich lasse diesen fortmurren, und gehe wieder zu meiner Dame.

„Ei, mein Gott! wie Sie laufen!... — Dieser Mensch hat mir Furcht eingejagt... ich habe mich so plötzlich ganz neben ihm befunden! — Wenn Sie mich hätten machen lassen, wären Sie nicht Gefahr gelaufen, diesen Nachtmenschen zu küssen. — Sie sind aber so böse!... Sie sind nicht weise! Möchten Sie es mich bereuen lassen, daß ich Ihnen dieses Tête-à-tête bewilligt habe? — Es scheint mir, als Sie meine Bekanntschaft zu machen wünschten; durften Sie voraussetzen, daß ich mich damit begnügen werde, Sie anzusehen?... die Frauen beklagen sich über unsern Mangel an Weisheit, aber ich glaube, es wäre ihnen sehr leid, wenn wir sie zu lang besäßen! — Sie haben eine schlechte Meinung von den Frauen! — Heißt das eine schlechte Meinung von ihnen haben, wenn man voraussetzt, daß sie keine Dummköpfe lieben? — Man ist also dumm, wenn man weise ist? — Ungefähr; wenigstens wenn man nicht weise ist, wie Salomon und David, welche sicherlich weder Frauen noch Maitressen brach liegen ließen, was übrigens nicht hinderte, daß sie die Vielgeliebten des Herrn waren. — Es ist wahr, daß man zu dieser Zeit kein Verbrechen aus der Vielweiberei machte... Wo sind wir denn, mein Herr? — Meiner Treu, Madame, ich weiß es nicht... Sie sind so schnell gewesen... Wir haben die erste beste Straße eingeschlagen... Sie zittern aber; ist es aus Furcht? —

Nein, ganz einfach aus Kälte; die Luft ist sehr scharf geworden... — Wenn ich Ihnen sage, wir müssen uns setzen, damit ich Sie wieder erwärme... — Ich will es nicht auf diese Weise werden; gehen wir ein wenig schneller, wollen Sie? — Alles, was Ihnen beliebt; wir könnten sogar Galoppade tanzen, wenn es Ihnen angenehm wäre: dies erwärmt sehr schnell. — Danke, ich tanze nicht Galopp, und dann würde ich befürchten, wieder auf einen Lumpensammler zu stoßen. — Nun gut, Madame, weil Sie nicht tanzen wollen, so erlauben Sie mir, einige Fragen an Sie zu machen. — Sprechen Sie, mein Herr! — Sind Sie Fräulein, Frau, oder Wittwe? Wo wohnen Sie? Welche Stellung haben Sie in der Welt? Ich glaube, daß Sie mir antworten können, ohne zu befürchten, ich möchte Ihr Vertrauen mißbrauchen; sagen Sie mir aber gar nichts, so heißt dies, mir gar zu wenig zu trauen. — Ich glaubte, Sie liebten geheimnißvolle Verbindungen. — Ja, geheimnißvoll für die Welt, verborgen vor unbescheidenen Blicken, unter sich aber kann man... soll man sogar einander sagen, wer man ist, denn man muß die Person, die uns liebt, zuerst überzeugen, daß sie ohne Erröthen mit uns gehen kann. Was ich da sage, Madame, kann Sie nicht beleidigen; ich bin sogar sicher, daß Sie finden, ich habe Recht; und wenn Sie fortfahren, sich in geheimes Dunkel zu hüllen, so geschieht es nur, um sich zu belustigen, indem Sie meine Neugierde mehr zu reizen suchen.“

„Ja, mein Herr, Sie haben Recht, man muß

sich den Personen, die uns lieben, zu erkennen geben; und ich, wenn ich einmal ganz gewiß bin, daß Sie mich lieben, werde Ihre Neugierde befriedigen, bis dahin aber, werde ich Ihnen nichts weiter sagen: wenn Sie fürchten, sich bloßzustellen, indem Sie mit mir ausgehen, so steht es Ihnen frei, es nicht mehr zu thun."

„Mein Gott! Sie können dies glauben? oder habe ich mich wirklich so ungeschickt ausgedrückt?... Kurz Madame, was muß ich thun, damit Sie von meiner Liebe überzeugt werden? — O! ich bin sehr schwer zu überzeugen... Aber horchen Sie... hören Sie kein Jammern... Geschrei?"

Ich horche auf und höre in der That Etwas wie Jammertöne: es kommt mir sogar vor, als sei es sehr nahe bei uns.

Meine Unbekannte drückt mir stark den Arm und sagt: „Ach, mein Gott! diesmal habe ich sehr Furcht... man packt ohne Zweifel Jemanden an... — Wenn dies der Fall wäre, würde man nach Hülfe, nach der Wache rufen!... Sehen Sie aber nicht da unten... mitten in der Straße, etwas Weißes? — Ja... — Wir wollen ein wenig vorwärts gehen. — Wenn es Diebe wären... — Wenn es eine Person wäre, die Hülfe nöthig hat... — Nun denn! gehen wir vorwärts, aber vorsichtig, ich bitte Sie darum!"

Wir machen einige Schritte auf das Weiße zu, das wir erblicken. Meine Gefährtin drückt sich an mich; ich strecke den Hals, beuge den Kopf

vorwärts... unsere Haltung muß etwas Komisches haben; es gelüstet uns indeß nicht zu lachen.

Wir kommen näher: ich fange an, die Gegenstände zu unterscheiden; eine Frau liegt mitten in der Straße auf den Knien, sie beugt sich herab zu einer andern Frau, die auf dem Pflaster ausgestreckt ist und sich nicht rührt.

„Es sind zwei Frauen, sagt meine Unbekannte zu mir, gehen wir vorwärts! — Ja, es sind zwei Frauen, dies ist aber noch kein Grund, nicht mißtrauisch zu sein... Sehen wir übrigens!“

Die, welche vor der Andern auf den Knien liegt, säumt nicht, ihr Lamento wieder zu beginnen.

„Ach! mein Gott!... wie unglücklich bin ich!... und daß kein barmherziger Mensch kommt, der mir hilft, diese arme, liebe Freundin in unser Haus zu tragen!... Ah! da kommt Jemand!... Ach! mein Herr, ich bitte Sie, helfen Sie mir ein wenig meine Freundin, die ihr Bewußtsein verloren hat, in mein Haus zurückbringen, gerade da gegenüber!...“

An mich wendete man sich. Wir waren ganz nahe bei den beiden Frauen angekommen; ich betrachtete sie aufmerksam, und die Untersuchung war nicht zu ihrem Vortheil. Der Anzug, der Ton, die Stimme, Alles war sehr verdächtig. Ich blickte bald die auf dem Boden ausgestreckte Frau, bald einen kleinen, ganz finstern Eingang uns gegenüber an, während mir meine Gefährtin ins Ohr raunt: „Helfen Sie ihr doch das arme Weib wegtragen!“

„Aber, sagte ich zu der Wehklagenden, warum

„Liegt denn Ihre Freundin so mitten in der Straße? was ist ihr zugestoßen?“

„Ach! mein lieber Herr, sie ist ohnmächtig geworden, das ist an sie gekommen, wie ein Donner-  
schlag! Es sind Nervenanfalle, sie hat es oft; als-  
dann verdreht sie die Augen wie eine Besessene!  
und nun ist es schon über eine Stunde, daß sie so  
ist! Da ist aber unsre Wohnung, wir wohnen im  
dritten Stock... es wird bald gethan sein... Ihre  
Gemahlin wird sie im Hausgang erwarten... Gott!  
meine gute, liebe Freundin! es zerschneidet mir das  
Herz, Dich so auf dem Pflaster liegen zu sehen!“

Alles dies ward mit heiserer Stimme vorgebracht,  
mit starker Begleitung von Geberden und Wehklagen.

Ich stand unentschlossen; meine Dame schien er-  
staunt über meine geringe Menschlichkeit, und ich hätte  
mich vielleicht entschieden, die Kranke aufzurichten,  
als man im zweiten Stocke eines gegenüber liegenden  
Hauses ein Fenster öffnete; ein Mann in baumwolle-  
ner Nachtmütze erscheint und fängt an zu rufen:

„Hören Sie diese Dirnen nicht an, mein Herr,  
es sind zwei schlechte Weibsbilder, die alle Nacht die  
nämliche Komödie spielen, um Männer zu sich zu  
locken und sie vielleicht mit Hülfe ihrer Liebhaber zu  
bestehlen. Morgen werde ich aber den Polizeicom-  
missär des Viertels davon in Kenntniß setzen, damit  
man dem Unfug ein Ende macht.“

Der Nachbar hatte noch nicht geendet, als die  
vorgebliche Kranke aufgestanden war und mit ihrer  
Helfershelferin schrie: „Ha! alter Hund! ha! alter

Lumpenkerl! Du willst uns hindern, unser Brod zu verdienen! Wir fragen den Teufel nach Dir und Deinem Commissär! Sieh! da hast Du etwas für Dein Geschwätz! Geh, beklage Dich, alter Sansculotte! . . ."

Zu gleicher Zeit raffen diese Jungfern Steine, Roth, Alles, was ihnen unter die Hände kam, zusammen und werfen es gegen den Nachbar, der sein Fenster wieder zugemacht hatte, dessen Scheiben sie jedoch zerschmetterten.

Ich habe meine Dame fortgezogen; wir entfernen uns eilfertigst, denn die Schimpfworte dieser Jungfern erlangten eine Energie, die einen Dragoner hätte erröthen machen können.

„Nun denn!“ sage ich zu meiner Unbekannten, als wir weit von dem Orte dieses Auftritts sind, begreifen Sie, warum ich zauderte, dieser Frau beizustehen? Ich dachte wohl, daß dies Alles nur ein Spiel von ihnen sei, um Leute zu täuschen. In Paris muß man beinahe immer auf seiner Hut sein, und mitten in der Nacht ist es nie rathsam, sich über die Schwelle eines unbekanntes Hauses zu wagen.

„O! ich sehe wohl, daß Sie Recht haben; welches Unglück, wenn Sie dort eingetreten wären! . . . man hätte Sie vielleicht umgebracht! — Ich denke nicht, daß es so weit gekommen wäre, indeß hat man schon ähnliche Fallgruben gesehen. — Und wie kommt es, daß die Polizei, die Alles weiß, es nicht verhindert, daß solche Höhlen des Verbrechens bestehen? — In einer Stadt wie Paris muß es immer Verbrechen,

strafbare und liederliche Leute geben; während man die Einen straft, zeigen sich Andere: man käme nie zu Ende. — Dieses Abenteuer thut mir sehr wehe, wenn ich bedenke, daß ich die Ursache eines Ihnen zustoßenden Unglücks gewesen wäre! — Sie? warum? — Ohne diesen Einfall, bei Nacht spazieren zu gehen, würden Sie jetzt schlafen, und gestehen Sie, Sie wären jetzt lieber in Ihrem Bett, als auf der Straße? — O nein! ich schwöre Ihnen, daß ich lieber bei Ihnen bin... ich würde zum Beispiel vorziehen, daß wir in meinem Bett wären. — Ah! mein Herr! ... kann man solche Dinge sagen? ... — Warum nicht... wenn man sie denkt? — Wenn man immer sagte, was man denkt, würde man in der Welt sonderbare Redensarten hören!... Aber ich denke an diese nichtswürdigen Weiber! sei Einer menschlich, gefühlvoll, er würde schön dafür belohnt! — In Paris ist es sehr gefährlich, wenn man gefühlvoll ist!... Sie zittern aber noch!... Sehen Sie, da ist eine Steinbank an diesem Haus, ich bitte, ruhen wir ein wenig aus; und wenn Sie es verlangen, wohlan! so werde ich mich nicht setzen. — Wenn man mir so viel Gefälligkeit beweist, vermag ich nichts abzuschlagen. Setzen wir uns ein wenig! ich will wohl. Ich gestehe, daß ich anfangs, müde zu werden. Versprechen Sie mir aber, daß Sie mich nicht quälen! — Ich verspreche es Ihnen."

Wir setzen uns auf eine schmale und kurze Steinbank, die an der Thüre eines ganz finstern Hauses steht. Da unser Sitz nur sehr kurz ist, so müssen wir

schon ganz nahe bei einander sein; ich habe aber versprochen, daß ich ordentlich sein wolle: man darf seinen Versprechen nicht immer untreu werden.

Ich begnüge mich damit, eine Hand zu halten, die man mir überläßt, und die sogar den zärtlichen Druck der meinigen erwidert; ich glaube wahrzunehmen, daß meine Unbekannte seufzt: dies ist ein gutes Zeichen; sie ist träumerisch geworden, ich lasse sie denken; auch ich verhalte mich schweigend; das dient uns manchmal besser, als die beredtesten Gespräche.

„Wie viel Uhr ist es? fragt sie mich endlich. — Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich es Ihnen werde sagen können... man sieht hier so wenig!

Ich ziehe indeß meine Uhr heraus, es ist mir aber unmöglich, die Zeiger zu unterscheiden, und wir sind fern von einer Lampe.

„Ich sehe die Stunde nicht, und Sie, Madame? — Ich auch nicht. — Ich glaube es wohl, Sie schlagen Ihren Schleier nicht zurück, selbst nicht, um auf meine Uhr zu blicken. Sind Sie also entschlossen, mich des Vergnügens, Ihr Gesicht zu sehen, berauben zu wollen? — Ja; zudem kennen Sie es. — Ich sehe es nie genug. — Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mich so sehr über die Lage schäme, in der ich mich mit Ihnen befinde. — Schämen! welche Narrheit! — Die Nacht muß weit vorgerückt sein, es wird bald Tag werden, wie schnell die Zeit vergeht! — Wissen Sie, daß Sie mir da etwas sehr Liebenswürdigen sagen; Sie haben sich also mit mir

nicht gelangweilt? — O! Sie wissen es wohl, und ich sehe mit Betrübniß den Augenblick herankommen, wo ich Sie verlassen muß. — Und wer zwingt Sie, mich zu verlassen, wenn der Tag kommt?“

Sie antwortet nichts, sie seufzt. Ich drücke ihr sanft die Hand, ich nähere meinen Kopf dem ihrigen, ich möchte ihr den Athem rauben... diese Lage hat einen unsäglichen Reiz! Sie dauerte eine ziemliche Weile... wir werden durch das Knarren eines geöffneten Fensters aus derselben gerissen, und beinahe in dem nämlichen Augenblick fällt etwas vor uns nieder, wovon wir noch beneßt werden.

Wüthend stehe ich auf, denn ich habe errathen, was man aus dem Fenster herab und uns beinahe auf die Köpfe geschüttet hat; ich sehe in die Höhe und schreie zornig: „Daß die Pest Sie ersticke!... konnten Sie nicht rufen: aufgepaßt!... es ist abscheulich! niederträchtig! ich werde Sie strafen lassen.“

Man begnügt sich damit, das Fenster zuzuschlagen, wobei man singt:

En avant marchons,  
Contre leurs canons,  
Courons à la victoire! ...

Meine Dame hat die Steinbank verlassen, sie trocknet ihren Shawl ab; ich meinen Frack, dann breche ich in Lachen aus: dies ist das Beste, was man unter solchen Umständen thun kann.

„Ganz gewiß, es ist nicht möglich, Nachts in den Straßen von Paris der Liebe zu pflegen;“ sage ich, meiner Dame den Arm bietend.

„So viel ist sicher, daß ich mich nicht mehr an Häusern setzen werde! — Ich habe viel Unglück: so oft wir uns setzen, stößt uns eine Widerwärtigkeit zu. — Dies ist vielleicht eine Warnung des Himmels. — Er bringt da sonderbare Mittel in Anwendung, um uns zu warnen. — Wo sind wir denn aber, mein Herr? — Wahrlich, Madame, ich weiß es nicht. Wir sind durch so viele Straßen gegangen... ich glaube indes, daß wir in der Nähe des Stadthauses sind; ist dies Ihr Viertel? Ah! Madame will nicht antworten? — Weil ich nicht kann. — Wie doch! wenn Sie so eben noch so liebenswürdig waren, mich ahnen zu lassen, daß meine Gefühle Ihnen nicht mißfallen, daß es Ihnen leid sei, sich von mir zu trennen? und jetzt versagen Sie mir die Angabe Ihrer Wohnung! Adele! reizende Adele! werde ich denn nichts von Ihnen erlangen?..."

„Ah! o weh! Verzeihung, mein Freund, ich sah die Straßenecke nicht.“

Diese Worte werden von einem Individuum in Jacke und Mütze an mich gerichtet, das am Eingang einer Straße auf mich stößt. Ich schiebe es zurück, aber nicht schnell genug, um nicht durch einen Wein-, Knoblauch- und Brantweingeruch verpestet zu werden; ich sehe, der Mensch, der beinahe auf mich fiel, ist so völlig besoffen, daß er sich kaum auf den Beinen halten kann. Ich setze meinen Weg mit meiner Dame fort, der verfluchte Säufer hängt sich aber an meinen Arm, indem er schreit: „Wenn ich Ihnen weh gethan habe, bitte ich Sie um Verzeihung, weil

ich zu leben weiß . . . ich kenne die Höflichkeit . . . ich habe Sie nicht beleidigen wollen . . . ich sah Sie nicht . . . Wenn Sie übrigens finden, daß ich mich gegen Sie verfehlt habe . . . sagen Sie es . . . da bin ich! ich gebe Ihnen Genugthuung!“

„Nein doch! Sie haben mir nicht wehe gethan; lassen Sie aber meinen Arm; und hören Sie auf, mich zurückzuhalten.“

„Schau! . . . diese Stimme . . . bist Du es, Jacularde . . . schau! wo kommst Du denn her? . . . Du hast, glaube ich, ein Weibchen?“

„Ei zum Henker! ich bin nicht Jacularde, Sie irren sich; nun, lassen Sie meinen Arm los und gehen Sie Ihrer Wege, alter Saufaus!“

„Was ist das? . . . wie haben Sie gesagt? . . . Saufaus! Wenn Sie nicht Jacularde sind, so vernehmen Sie, daß ich kein Saufaus bin. Ich habe mich ein wenig verspätet . . . dies ist wahr . . . es ist die Schuld des Papa Chenet . . . Sagen Sie einmal, kennen Sie den Papa Chenet? . . . den Erfinder der Surren ohne Wind? . . . \*

„Endigen Sie! oder ich verliere die Geduld! . . .“

„Nun gut . . . was macht mir dies? . . . Hören Sie einmal, ich spreche mit Ihnen . . . Sie müssen mir antworten. Sie sind ein Mensch . . . ich bin ein anderer . . . es lebe die Verfassung!“

\* Es heißt im Französischen: des soufflets sans vent; ein Wortspiel, denn soufflet bedeutet Ohrfeige und Blasbalg, das wir durch das Provinzialwort „Surre“ wiederzugeben suchen.

Ich kann mich nicht mehr halten, ich stoße meinen Besoffenen zurück und will mich entfernen, er kommt aber schnell wieder auf uns zu; diesmal empfangen ich ihn so gut, daß ich ihn umwerfe und er in die Gasse rollt.

Während er schreit, flucht und wieder aufzustehen sucht, ziehe ich meine Dame mit mir fort; wir verdoppeln die Schritte und bald dürfen wir nicht mehr fürchten, von diesem Menschen eingeholt zu werden, der mich gezwungen hat, ihm einen Fauststoß zu versetzen.

Mein Gott! welche Abenteuer! sagt meine Unbekannte; ich glaubte, man könne so ruhig sein, wenn man bei Nacht spazieren gehe!... — Dies ist noch gar nichts, es hätten uns ganz andere Dinge zustoßen können!... — Ich bin nun von dem Gelüste, nach Mitternacht einen Spaziergang zu machen, geheilt, und doch werde ich diesen nie vergessen!... — Sie sagen das, als wenn wir nie wieder zusammen spazieren gehen sollten... dies ist hoffentlich Ihr Gedanke nicht?... — Ah! ich weiß nicht... Kann man die Begebenheiten voraussehen?... Kann man wissen, was man thun wird?... und Sie selbst werden sich vielleicht in einigen Tagen mit einer andern Frau beschäftigen, und in der Liebe ist das letzte Gefühl immer das stärkste... Sie haben das selbst in einem Ihrer Romane gesagt. — Sie müssen nicht glauben, daß ich Alles denke, was ich schreibe; ich lasse meine Personen nach ihren Charakteren, ihrem Stand, ihren Leidenschaften reden, ich setze mich aber

nicht an ihre Stelle. — O! dies ist gleich! Der Verfasser schimmert immer durch... Ach! mein Gott... was sehe ich da unten... links bei einem Hause... es sind Männer, glaube ich. — In der That... Ja... es stehen mehre Männer da unten... — Was können sie so spät thun?... Auf was warten sie da?... Wenn es Diebe wären... — Wahrhaftig!... Das wäre nicht unmöglich... — O! mein Gott!... retten wir uns geschwind!... gehen wir wieder unsern Weg zurück!... ich will an diesen Menschen da nicht vorüber... — Es wäre vielleicht nicht klug... wir wollen uns aber leise und ohne Geräusch entfernen... dies wird besser sein, als schnell laufen... sie haben uns nicht gesehen: kommen Sie... — O! mein Gott!.. mein Gott! wie bin ich für mein tolles Benehmen bestraft!..."

Meine Begleiterin drückt sich so sehr an mich, daß sie mich am Gehen hindert; sie zittert, ihre Zähne schlagen aneinander und ihre Knie lösen sich; ich bemühe mich, sie zu beruhigen, wir haben aber keine dreißig Schritte gemacht, als wir hinter uns gehen hören.

„Da sind die Diebe, welche uns verfolgen,“ sagt meine Dame; „ach! es ist um uns geschehen... wir sind verloren!... — Gehen wir dann ein wenig schneller!... — Ich kann aber nicht, mein Herr... Ach, mein Gott! meine Füße brechen unter mir zusammen... ich habe keine Kraft mehr... — Ein wenig Muth... stützen Sie sich auf mich! — O Himmel, habe Mitleid mit uns!“

In diesem Augenblick läßt sich das Rollen eines

Wagens hören; er kommt näher... er ist nicht mehr fern von uns. Ich ziehe, oder vielmehr, ich trage meine Begleiterin, indem ich ihr sage: „da ist ein Fiaker... hören Sie: kommen Sie... kommen Sie...“

Der Fiaker rollt vorüber in eine Seitenstraße; ich schreie, rufe; der Kutscher hält, ich schleppe meine Dame fort, wir langen bei dem Wagen an; und diesmal macht sie keine Schwierigkeit einzusteigen.

„Wohin gehts, Herr?“ fragt mich der Kutscher. Ich drücke ihm ein Fünffrankenstück in die Hand mit den Worten: „Meiner Treu... fahr' immer zu... wir sind noch nicht entschlossen... wir werden es Dir später sagen.“

Der Kutscher fragt nicht weiter. Er schlägt den Kutschenschlag hinter mir zu, und so sitze ich nun neben meiner reizenden Unbekannten in einer guten Citadine,\* deren Scheiben aufgezogen und die Vorhänge herabgelassen sind, und wo es finster ist, wie in einem Backofen. Man kann sich denken, mit welchem Vergnügen ich mich in der Citadine befinde; nachdem wir wenigstens vier Stunden in den Straßen von Paris zugebracht haben.

Meine Nachbarin zittert noch am ganzen Körper von dem Schrecken, den sie empfunden hat. Ich suche

\* Diesen Namen führen die Wagen einer der in letzter Zeit entstandenen Unternehmungen von Miethkutschen, die alle gleiche Farbe haben, ihre Führer gleiche Livree, und die einer Gesellschaft Aktionäre angehören.

sie zu beruhigen, sie wieder zu erwärmen; und deshalb rücke ich ihr näher, man drängt mich zurück, aber schwach; ich glaube, die Dunkelheit der Citadine macht meine Schöne weniger streng. Ich nehme behend den verdammten Hut ab, der ihr als Wall gegen meine Unternehmungen diente: diesmal läßt man mich machen. Ich werde verwegen, kühn . . . man widersteht, aber so schlecht, daß ich bald den Dieben, die uns einen Wagen zu nehmen veranlaßten, nur noch Dank sagen darf.

Wir rollen wohl seit drei Viertelstunden fort: während dieser Zeit haben wir sehr wenig gesprochen, was jedoch keineswegs hindert, daß wir uns sehr gut verstanden haben. Plötzlich stößt mich die reizende Frau, die ich in meinen Armen halte, zurück, indem sie mit Schrecken ausruft: „O! mein Gott! da ist der Tag!“

Ein schwacher Lichtstrahl begann in der That durch die Vorhänge einzudringen. Meine Gefährtin setzt eiligst den Hut wieder auf.

„Zum Kukuk!“ sage ich, „was liegt uns am Tag? — Wir müssen uns trennen . . . auf der Stelle . . . es muß sein . . . — Wie? schon? . . . wenn ich so glücklich bei Ihnen bin . . . Adele . . . ist es Ihnen leid, daß Sie mein Glück theilen? — Nein . . . nein . . . aber ich muß im Augenblick nach Hause . . . Arthur, wenn Sie mich lieben, steigen Sie aus dem Wagen und lassen Sie mich in diesem Fiaker, der mich in meine Wohnung zurückführen wird . . . Sie werden ihm nicht folgen . . . Sie versprechen es mir? — Was?

fortwährend dieses Geheimthun? Jetzt, da Sie meiner Liebe nachgegeben haben, wollen Sie immer noch eine Unbekannte für mich sein ... — Sie sollen mich später kennen, ich schwöre es Ihnen; wenn Sie aber jetzt sich weigern, zu thun, was ich fordere, werden Sie mich nie wieder sehen! — Nie!... wohlan, ich will Ihnen gehorchen ... ich verdanke Ihnen zu viel Glück, um Ihnen nicht meine Dankbarkeit dadurch an den Tag zu legen, daß ich Ihren geringsten Wünschen nachkomme ... ich verlasse Sie ... werde ich Sie aber bald wieder sehen? ... — Ja ... bald ... ich werde Ihnen schreiben ... — Bedenken Sie, daß ich Ihnen nicht schreiben kann, da ich nicht weiß ... — Seien Sie ruhig, Sie werden Nachricht von mir erhalten ... Adieu ... — Noch einen Kuß, ehe wir uns trennen ... — Nein ... nein ... O! es ist genug ... ich bitte Sie, zögern Sie nicht mehr!"

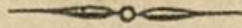
Sie hat mir zu viel gewährt, als daß ich ihr in irgend etwas zuwider sein möchte. Ich ziehe die Schnur, der Kutscher hält und öffnet den Kutschen-schlag; es fängt an ein wenig hell zu werden. Meine Dame hat ihren Schleier herabgelassen; sie senkt den Kopf und nimmt nur mit einem Händedruck Abschied.

Ich steige aus der Citadine, die sich bald entfernt, und so stehe ich neuerdings in der Straße.

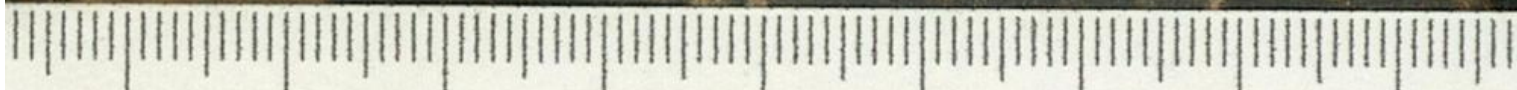
Da ich keine Lust mehr zum Spazierengehen habe, suche ich mich auszufinden, ich laufe ein wenig ... Ah! ... endlich kenne ich mich aus! ... ich bin in dem Viertel Saint-Honoré ... in der Straße des Mauvaises Paroles (der Afterreden) ... dieser

Umstand macht mich lächeln . . . wenn meine reizende Eroberung das mir gegebene Wort nicht hielte! . . .  
 O! warum? . . . wenn uns eine Frau nichts mehr zu versagen hat, versagt sie auch nicht mehr, uns wieder zu sehen. Das wäre also ein Abenteuer, welches sich gleich vielen andern geendigt hat . . . es ist mir beinahe leid . . . das heißt, es ist mir nicht leid, aber . . . aber ich möchte jetzt gern wissen, wer diese Dame ist? . . . es ist an der Zeit, diese Betrachtung anzustellen . . .

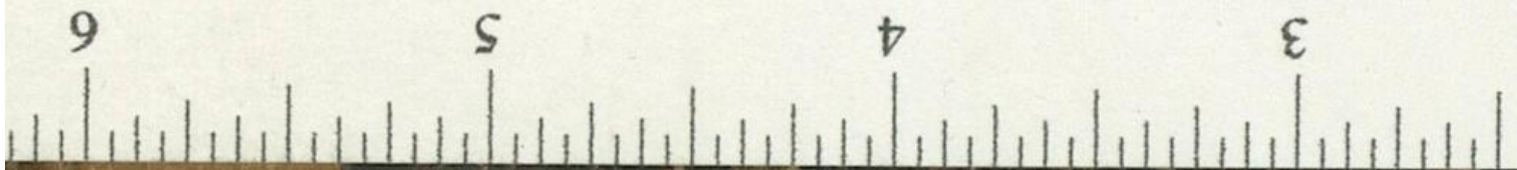
Während ich so bei mir spreche, gehe ich nach Hause, lange bei Tag dort an und lege mich in dem Augenblick zu Bett, wo viele Andere aufstehen.



Handlung nach sich ziehen...  
 Gerechtigkeit und nicht gegeben...  
 O! warum...  
 zu verlassen...  
 wieder zu sein...  
 trübselig...  
 es mit...  
 hier...  
 dich...  
 kann...  
 Schicksal...  
 Seele...  
 Augenblicke...



10 11 12 13 14 15 16 17 18



9 5 4 3



1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24